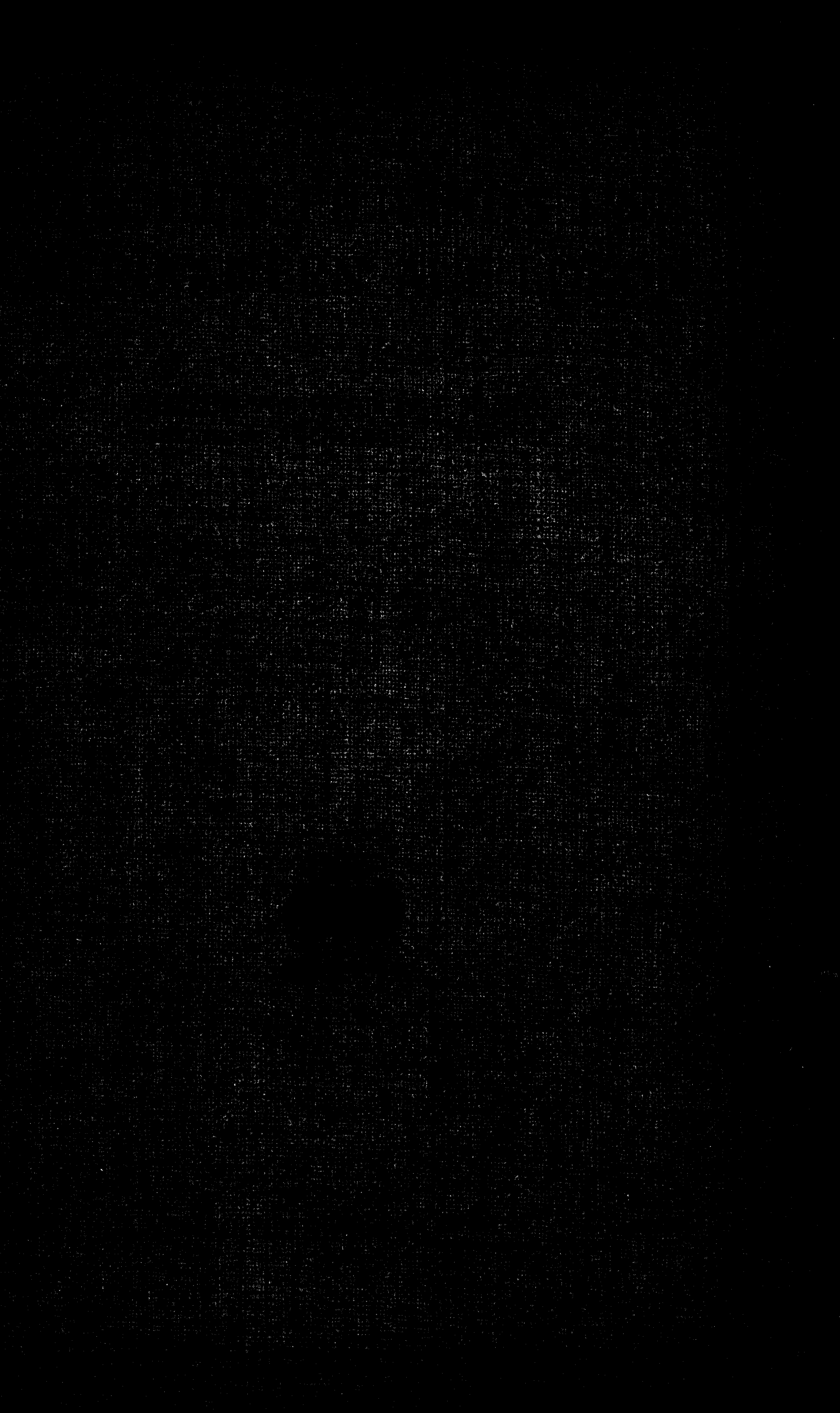


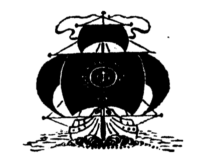




Spanierin in Tagalentracht

ZWISCHEN FILIPINOS UND AMERIKANERN AUF LUZON

SKIZZEN VON PROF. DR. F. RINNE
TECHNISCHE HOCHSCHULE, HANNOVER



HANNOVER
VERLAG VON GEBRÜDER JÄNECKE
1901

Druck von Gebrüder Jänecke, Hannover.

Inhaltsverzeichnis.





Begleitwort

Weit in der asiatischen Ferne, wo die tausend grünen philippinischen Inseln sich aus dem blauen Ozean erheben, liegt dicht an einer der vielen Buchten, die tief in die Ostküste des Luzoneilandes eingreifen, zwischen waldigen Bergen, umrahmt von Palmenhainen, an einem stattlichen Flusse das Tagalenstädtchen Paracale, unser Reiseziel.

Vor noch wenigen Jahren breitete sich hier wie über alle die schönen Philippineninseln tiefe, friedliche Einsamkeit aus, und selbst die Landeshauptstadt Manila lag mit ihren fast dreihunderttausend Einwohnern halb vergessen von der übrigen Welt, stark abseits von den Bahnen des grossen Verkehrs, in einem stillen Winkel.

Das ist nun in den letzten Jahren anders geworden. Der Krieg hat seinen Einzug in das Inselreich gehalten. Wie im Süden Afrikas kämpft hier ein Volk gegen fremde Eroberer und lenkt, wenn auch nicht in dem

Masse wie die stammverwandten Buren, unsere Aufmerksamkeit auf seinen Freiheitskampf. Ich denke, dass es wohl manchen deutschen Leser interessieren wird, einen auf eigener, wenn auch kurzer Anschauung beruhenden Bericht über die Zustände von Land und Leuten in diesem ostasiatischen Transvaal zu erhalten.

Meine treuen Reisegefährten waren die Bergingenieure Kegel und Dr. Herrmann, welch letzterer seit Jahren auf den Philippinen thätig ist und das Luzoneiland, seine Einwohner und ihre Sprache gründlich kennt. Ihm verdanke ich es, dass ich trotz der kurzen Zeit von nur zwei Monaten, die mein Aufenthalt auf Luzon währte, mannigfaltige Einblicke erhielt.

Hanover, Pfingsten 1901

I. Ausfahrt
Hannover-Hongkong



Abschied von Genua

Vor etwas weniger als einem Jahre, an einem strahlend schönen Septembertage, stand ich mit Frau Else an der Reeling auf dem Deck der „Koningin Regentes", die aus dem Hafen von Genua in die blaue Weite des Mittelmeeres fuhr. Wir nahmen Abschied von Europa, das wir für eine kleine Weile mit den Herrlichkeiten der fernen Sundainselwelt vertauschen wollten. Die Idylle am Äquator,*) der Zauber der Tropenwelt, liegt nun, in guter Erinnerung versenkt, hinter uns. Doch den Italienfahrer zieht es immer wieder aus der nordisch rauhen Heimat zu Land, Leuten und Kunst

*) Wir haben sie in unserem Wanderbuche „Kasana, Kamari", eine Celebesfahrt, geschildert.

jenseits der Alpen, und wer die Pracht des Waldes, der himmelanstrebenden Berge unter dem Tropenhimmel genossen hat, den bringt die Sehnsucht wohl bald unter die Wipfel der Palmen zurück.

So bin ich denn schon wieder auf der Ausfahrt in ein fernes Land, und auch Frau Else wäre wohl gern mit mir nach den sonnigen, südlichen Inseln gezogen. Indes diesmal gilt es nicht einer friedlich schönen Minahassa, sondern, wie der Leser weiss, der Kurs geht auf die Insel Luzon, deren schwierige Verkehrsverhältnisse und Kriegszustand die Teilnahme einer Dame an der Fahrt verbieten, wäre sie auch so tapfer, wie sich meine Reise- und Lebensgenossin in den Urwäldern von Celebes gezeigt hat. Sie muss sich mit den Briefen begnügen, die reichlich während der vier Monate meiner Abwesenheit zu schicken ich feierlich angelobt habe, und der freundliche Leser, der einen Auszug aus den heimwärts gerichteten Botschaften zu lesen bekommen soll, mag mir bezeugen, dass die Zusage treu gehalten ist.

Vier Monate, eine lange Trennungsdauer, doch wie wenig Wochen im Hinblick auf die üblichen Vorstellungen über eine Expedition auf die andere Erdseite. Es langt aber ganz gut, dank Suezkanal und dank den flinken Schiffen des Norddeutschen Lloyd. Eins der schmucksten ist der Dampfer Preussen, der heute an einer Quaimauer im Genueser Hafen ankert, umlagert und in allen seinen Deckräumen durchschwärmt von vielen Hunderten von Zuschauern und Besuchern. Es gilt diesmal weniger dem Schiff als den seltenen Fahrgästen, einer Abteilung deutscher Chinatruppen, an 120 strammen Leuten in leider gräulichen, schlecht sitzenden Khakianzügen, den begleitenden Offizieren und Beamten und dem neu ernannten Gesandten für Peking, Mumm v. Schwarzenstein, nebst seinem kleinen diplomatischen Stabe.

Kapitän Kirchner hat Mühe, die planmässige Abfahrtzeit innezuhalten. Schon dreimal rief der gewaltige Bass der Dampfpfeife zum letzten Abschiednehmen, und immer noch klingen Sektgläser aneinander und nimmt das Händeschütteln kein Ende. Doch allgemach wird es geräumiger an Deck, und nun gleitet der Schiffskoloss langsam von der Hafenmauer ab. Die Begeisterung hier und drüben erreicht den Höhepunkt. Auf italienischer Seite schmettert ein soldatisches Musikkorps in hübscher Anspielung auf den Namen unseres Dampfers die Weise „Ich bin ein Preusse", die Schiffskapelle lässt die italienische Nationalhymne erklingen. Drei kräftige Hurras aus deutschen Soldatenkehlen, vom Lande her als Erwiderung evviva! und hoch Deutschland! Die Herren schwenken die Hüte, die Damen fuchteln mit den Sonnenschirmen, Tücher wehen in der Luft.

Vom Ufer lösen sich Barken und begleiten das stolze Schiff noch ein Weilchen auf das Meer hinaus, bis es dann mit Vollkraft auf der See dahingleitend, Stadt und Hafen, die auseinanderdrängende Menschenmenge, die Boote und kleinen Dampfer weit hinter sich lässt.

Und nun liegen die zackeligen Appenninenberge bereits in weiter Ferne. Die Sonne taucht in den goldigen Dunstkreis über dem Horizont und verschwindet hinter dem scharfen Rande zwischen Wasser und Himmel. Noch eine Weile leuchtet das Meer rosig auf im Wiederschein der Wolkenhaufen, die ein gewaltiger Strahlenfächer durchbricht, und allgemach lagert sich die schweigsame Nacht über die Wasserfläche und das einsam seinen Weg ziehende Schiff.

Der rauchende Vesuv, der Stromboli sind an uns vorbeigeglitten. Die Gebirge Siziliens entsteigen dem südlichen Horizont, wachsen empor und engen unsere Fahrstrasse zu einem schmalen Streifen ein, durch den das zusammengedrängte Wasser mit Wirbeln und unruhigen

Wellen zieht. Hoch empor in die Wolken ragt die Dreiecksgestalt des Etna; rechts und links öffnet sich das Meer zur breiten Fläche; drei Tage wechseln mit drei Nächten, der flache, gelbe Sandstrand Afrikas breitet sich vor uns aus, und wir fahren an der weit ins Meer hineinlangenden Hafenmauer Port Saids entlang. Nach kurzem Aufenthalt an dieser Einlasspforte in die südlichen Meere gleiten wir auf der Wasserader des Kanals in der Wüste dahin. Wie ein Meer ist sie anzuschauen mit ihren tagsüber eintönigen Flächen, auf denen die untergehende Sonne aber verschwenderisch ihre Farbenkünste in braunen, gelben, violetten und Rosatönen so herrlich zeigt, wie nur je auf dem Wasser.

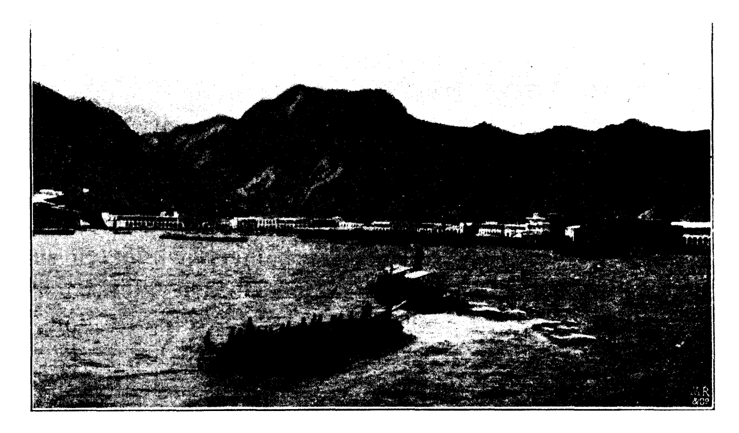
Vier Tage und Nächte zieht die Preussen ihre gefährliche Strasse zwischen den Korallenklippen und Inseln des gefürchteten, heissen Roten Meeres. Diesmal liess sich die Fahrt auf dem mit Recht wenig beliebten Wasserstreifen zwischen den glühenden Wüsten Arabiens und Egyptens indes schon aushalten, ja Regen, richtiger, kühler Regen prasselte eines Tages auf das Deck.

Heute sollen wir in Colombo landen, und es sind ausgerechnet 19 lange Tage, fast drei Wochen, die wir in den engen Grenzen des 100 m langen und 15 m breiten Schiffsreiches verbrachten, ohne einen Fuss ans feste Land gesetzt zu haben. Port Said und Aden waren uns der Pest wegen verschlossen.

Langsam gehen die Tage hin, ein Leben, wie es für bequemere Leute als wir es sind nicht passender zugeschnitten werden kann.

Das Gleichmass der stillen Zeit wird ein wenig unterbrochen, wenn, wie heute, ein Hafen naht und am schwarzen Brett des Schiffes steht: Postschluss dann und dann. Da huschen viele flinke Federn über das Papier, und selbst auf dem tieferen, vom Sonnensegel überspannten Deck zwischen der ersten und zweiten Klasse,

auf dem unsere Chinakämpfer friedlich zwischen zahlreichen Zopfträgern hausen, die auf dem Dampfer als Heizer angestellt sind, wird mit schweren Mühen mancher Brief verfasst.



Aden

Auch der Sonntag hebt sich aus der Alltäglichkeit heraus. Dann wird militärischer Gottesdienst auf dem Deck unserer ersten Klasse abgehalten. Ein mit einem Fahnentuche bekleideter Tisch dient als Altar, um den sich die Kriegergemeinde versammelt und wen es sonst noch durch Herzenstrieb oder des guten Eindrucks wegen in den Kreis zieht. Mit fester Kommandostimme liest Major von Falkenhayn das Evangelium und die Predigt; es packt wohl manchen Krieger ans Herz, wenn er hier auf dem weiten Meere von der fernen Heimat, vom Krieg, der ihn erwartet, und vom tapferen Soldatentod, der ihn bald ereilen kann, aber auch von glücklicher Heimkehr hört.

Alltags schwinden die Stunden langsam dahin. Kein besonderes Ereignis drückt den Tagen einen

Stempel auf. Selbst der Ball, der zum regelrechten Programm einer Lloydfahrt gehört, fällt diesmal aus. Von Festen mit Damen kann keine Rede sein, weil eben keine Damen da sind. Gleichmässiges Bummelleben herrscht notgedrungen auf dem Schiff, natürlich nur soweit es Passagiere anlangt.

Die Preussen zieht schnurstracks auf der Wasserwüste ihren Weg. Das Meer ist blau und ruhig, der Himmel klar und sonnig, ringsum flimmrige Luft. Ferienruhe und doch keine rechte Ferienstimmung; denn es giebt keine Möglichkeit, die Zeit zu nutzen. Fast möchte man die Leutnants wegen ihrer Beschäftigung beneiden, die mittags den Soldaten beim Appell die Hosen und Röcke, Stiefel und Waffen nachsehen und nachmittags die zukünftigen Chinakrieger in der Instruktionsstunde über Signaldienst, Rettung in Seegefahr, Tropenleben und Verhalten im Kriege mit China belehren.

Um etwas über die Zeit, ausser durch Lesen und Schreiben, hinwegzukommen, haben wir einen Schützenklub gegründet, und gegen Abend, vor Sonnenuntergang, knallt es auf dem Vorderteil unseres friedlichen Dampfers, als ginge es schon los gegen die Boxer. Einige besonders Thätige haben sich trotz der Hitze, die uns im indischen Ozean umfangen hat, der Turnerei ergeben, und dass zum Zeitvertreiben wenigstens abends eine Reihe von Skattischen auf Deck voll besetzt sind, ist auf einem deutschen Dampfer ebenso selbstverständlich wie der Umstand, dass beim cocktail Sonntags nach dem Gottesdienst, bei Bowlen im Verlaufe gelegentlicher Geburtstagsfeiern, sowie bei regelmässigem Früh- und Abendschoppen zu manchem tiefen Trunke manch tiefes Wort über China im besondern und die Weltlage im allgemeinen geredet wird.

Unsere Soldaten haben eine Musikkapelle zusammengebracht. Mit Begeisterung singt allabendlich die ganze

Korona, stets zu hoch anstimmend, dieselben alten Reservelieder, deren Melodie durch eine Ziehharmonika, eine Trommel und ein Triangel hauptsächlich gelenkt wird.

An Colombos palmenreichem Strande entlang, hinter dem die spitzen Berge und Gebirgszüge des Ceyloninnern locken, glitt die Preussen quer über das glatte, blaue Meer in das grüne Wasser der Malakkastrasse; nach kurzem Aufenthalte auf der Insel Penang ging es in die Äquatornähe Singapurs, und dann nordwärts gen Hongkong. Auf diesem Wege wird ein nicht sonderlich Vertrauen erweckendes Meergebiet durchquert, das dem Schiffersmann fast so wenig wie der Atlantische Ozean zur Winterszeit behagt. Hier kreuzt man oft die Bahn der Taifune, („grossen Winde“), deren ungestüme Wirbel ihre verderbenreiche Spur von den Philippinen übers Meer nach China ziehen, und die schon so manchem schmucken Schiffe und manchem braven Seemann den Untergang bereitet haben.

Auch wir kamen nicht ungerupft davon. Unsere schöne Hoffnung mit einem Tag Verfrühung in Hongkong anzukommen ward gänzlich über den Haufen geworfen. Wir verloren nicht nur den Vorsprung, sondern büssten noch 24 Stunden ein.

Mit Donner und Blitz und starkem Barometerfall kündete sich das Ungewitter an, und alsbald blies ein mächtiger Wind über Deck, dass die Masten pfiffen. Der Dampfer schwankte, stampfte und rollte; ein Gang selbst auf der Windschattenseite wurde zu einer wahren Turnerleistung. Regenböen klatschten und prasselten sturmgepeischt auf das Schiff, das schon durch Wasserspritzer und übergehende Wellen sattsam nass gehalten wurde.

So einem grossen, festgebauten Dampfer, wie die Preussen einer ist, kann aber auch ein kräftiger Drehsturm nicht viel anhaben, und im Vertrauen auf die Tüchtigkeit des Bootes konnte man sich ganz beruhigt,

soweit es ging, der Betrachtung des grossartigen Naturschauspieles hingeben, das plötzlich alle Ruhe und Eintönigkeit aus dem Schiffsleben vertrieben hatte. Ein wenig böser gestaltete sich die Sachlage als gegen Mitternacht die Maschine versagte und unser Dampfer ohne eigene Fahrt 5 Stunden lang im Sturme ein leichtes Spiel der wütenden Wellen wurde. Glücklicherweise lief er nicht gegen einen der vielen Felsen, die der Chinaküste vorgelagert sind, kam vielmehr bei Morgengrauen wieder in Eigenfahrt. Und wie nun das Schiff auch rollte und stampfte, Kapitän Kirchner ging tapfer gegen Wind und Wellen an, wich zweimal einige Meilen zurück, um nicht gerade in das gefährliche Zentrum des Wirbelsturmes zu geraten, und brachte Schiff und Leute nach gut achtundvierzigstündigem Unwetter in ruhigere See hinein.

Ein erfreuliches Zeichen für das Vertrauen, das jedermann dem Schiffe und der trefflichen Führung des Lloyddampfers entgegenbrachte, war die gute Stimmung, die trotz der wilden See an Bord zu finden war.

Viele nahmen unter aufrichtiger Schadenfreude der Reisegenossen unfreiwillige Bäder, und einige, die auf ihren langen, angeseilten Stühlen ruhten und durch eine gewaltige Welle samt ihrem Lager hoch gegen die Deckdecke gehoben wurden, konnten mit Recht eine Runde spenden für das Glück, nicht über Bord gewaschen zu sein.

Nach und nach glättete sich das Meer. Die gleichmässige Wolkendecke schwand, blauer Himmel strahlte hier und da hindurch, und deutlich trat das Land hervor. An den Räuberinseln vorbei bog die Preussen unter Führung eines gewandten, chinesischen Lotsen in die wunderherrliche Bai von Hongkong ein, und an den Bergen klangen die fröhlichen Weisen unserer Schiffskapelle wieder.

Da sitze ich nun in einem schönen, grossen Raume des riesigen Hongkong-Hotels, das ganz europäisch behaglich eingerichtet ist und einige gute amerikanische Bequemlichkeiten dazu genommen hat. Abgesehen von einem kolossalen Moskitobett erinnert in dem Zimmer nichts an die Tropen, in welchen (aber doch nahe an der nördlichen Grenze) Hongkong liegt. Ja, da ist sogar eine Kaminfeuerung, zum Zeichen, dass auch ein leichter Winter hier einziehen kann. Zur Zeit ist aber sehr merklich richtiger Sommer, heiss, feucht und schwül; darum, hat man sich mit dem Aufzug seine zwei Treppen hinunterfahren lassen, so geht man selten an der grossen Bar, dem Schankraum, vorbei, ohne sich mit einem kühlen Trunke etwas aufzumuntern; Apollinaris, Ale, Cocktail u. s. w. stehen bereit, alles schön geeist.

Draussen vor dem gewaltigen Hotelkasten lauern Scharen von Rickschaleuten, die uns ihre kleinen, meist recht sauberen, von ihnen selbst in schlankem Trabe gezogenen zweiräderigen Wägelchen dringlich anbieten und mit uns aufs Geratewohl die Queen's road entlang sausen. Vielleicht ziehen wir aber eine Sänfte vor. Sie sind sehr bequem und werden auch ganz geschickt von zwei Kulis, einer vorn, einer hinten, an zwei langen Stangen getragen. Für die steilen Strassen sind sie natürlich besser geeignet als die Rickschas, deren man sich auf ebenen Wegen gern bedient.

Hongkong liegt einesteils auf einem schmalen, flachen Streifen am Meer, der durch Anschüttung gelegentlich unter vielen Kosten mehr und mehr verbreitert und verlängert wird, und anderseits an dem steilen Gehänge des Peaks hinauf, der sich als grossartige Granitmasse, von der Natur in schönen Umrissen modelliert und vom Menschen prächtig bepflanzt und mit malerisch

verteilten Bauwerken versehen, an 1800 Fuss aus dem Meere erhebt. So giebt es denn zweierlei Strassen, die einen parallel dem Bergesfusse, sich wagerecht gleich Höhenlinien hinziehend, die anderen senkrecht dazu verlaufend mit höchst anmutigen Perspektiven bergauf und bergab. In Hinsicht auf Lage kann man kaum anstehen, Hongkong die Palme vielleicht vor allen Städten zuzugestehen, wenigstens ist man gern dazu geneigt, wenn man das Glück hat, in der prächtigen Beleuchtung eines der hier ja noch nicht allzu seltenen sonnenhellen Tage von den Höhen des Peaks auf das wunderschöne Städtebild hinunter zu sehen. Von strahlend blauem und grünem Wasser wird die malerisch ausgebuchtete Hongkonginsel umschlossen. Hier und dort am Peak und gegenüber auf dem bergereichen Festlande rauhe, rote, gelbe und braune Gesteinsmassen, wo Trockenheit oder allzu scharfe Gehänge den Baumwuchs nicht gedeihen lassen. Tief unter uns am Strande dicht gedrängt die hellen Häusermassen der Stadt, die sich nach oben allmählich in Gartenanlagen verliert und auf den kühlen, freien Höhen des aussichtsreichen Berges weitläufig wieder erneut.

Sehr wesentlich wird zur guten Stimmung des Beschauers dadurch beigetragen, dass eine kühn angelegte Drahtseilbahn das Bergeklettern zu der steilen Höhe des grossen Peakhotels erspart. In 10 Minuten ist man oben und kann sich nun in frischer, freier Luft ergehen.

II. Manila-Paracale

Dass wir uns für die Fahrt Hongkong-Manila einem japanischen Schiffe anvertrauten, haben wir nicht zu bereuen gehabt. Die schlanke Kasuga maru, die uns gastlich aufnahm, läuft für gewöhnlich ihre 14 und wenn es sein muss auch an 17 Knoten, steht also den Lloyddampfern hierin nicht nach. Die Kajüten sind gross und luftig, die Verpflegung ist in ihrer europäischen Art und japanischen Zierlichkeit ganz zufriedenstellend, alles blitzblank und sauber, und vor allem macht das Meer, das so ruhig und so glatt daliegt wie Öl, uns die Reise angenehm.

Schon tauchen nach 2½ tägiger Fahrt die Waldberge Luzons auf, nicht lange, so biegen wir durch die enge Einfahrt in die weite Bai der Philippinenhauptstadt ein. Ein heller Streifen erscheint in der östlichen Ferne und gliedert sich allmählich in Schiffe, Häuser, Kirchen; da liegt Manila am flachen Strande, umrahmt von einem Kranze ferner, hoher, blauer Berge, und hinter irgend einem liegt unser Arbeitsfeld.

Vorläufig heisst es erst einmal an Land gelangen. Der Irrtum, ein „freies Amerika" lasse keine langweiligen Förmlichkeiten zu, macht sich sehr störend geltend. Zunächst wird die Zollangelegenheit mit einer Umständlichkeit behandelt wie selten in der Welt. Jeder Fahrgast muss schriftlich einen feierlichen Eid (!) leisten, dass er nur die und die von ihm aufzuzählenden zollpflichtigen



Tagalin

Sachen einführt, und ehe weiter ein Arzt den vortrefflichen Gesundheitszustand im Dampfer festgestellt hat, und ehe wer weiss was sonst noch alles erledigt ist, vergehen oder vergingen wenigstens in unserm Falle Stunden auf Stunden. Nachdem der Anker gegen 2 Uhr nachmittags gesunken war, hatten wir reichlich Zeit, über die Wasserfläche hinweg Manila zu studieren, nicht nur im Glanze der in einem herrlichen Farbenmeere seewärts untergehenden Sonne und beim Schein der Sterne, sondern auch im Morgenlichte und nochmals in der Beleuchtung des mittäglichen Gestirnes. Erst dann war es erlaubt, unter militärischer Bedeckung mit unserm Gepäck abzuziehen, eine Sache, die nun aber auf einmal nicht ganz leicht geworden war; denn im Gegensatz zu gestern erregte ein frischer Wind die grosse Baifläche zu einem argen Wellenspiel, sodass der kleine zum Gepäcktransport bestimmte Dampfer, der noch dazu an der Windseite der Kasuga maru lag, derart ins Schaukeln kam, dass Koffer und Kasten wie lebendig in wilden Bewegungen auf seinem Decke hin und her fuhren, rutschten, flogen, auch richtig ein Stück Gepäck natürlich auf Nimmerwiedersehen in den Fluten der Bai verschwand. Ein Trost war zwar dabei, es gehörte nicht uns.

Manila und seine nächste Umgebung wirken nicht gerade begeisternd auf den Fremden ein. Flach und platt dehnt sich das Land hier aus, keine tropisch schöne Scenerie erfreut. Man merkt es dem Landschaftsbilde an, dass oft der gewaltige Besen des Sturmwindes über den Boden fegt. Nachdem wohl schon vor Jahrhunderten der Waldbestand der grossen Ebene vernichtet ist, die sich hier, nun mit fast unabsehbaren Reisfeldern besetzt, ausbreitet, lassen die Taifune keine freien, hohen Laubbäume mehr aufkommen. Die Riesenblätter der Bananen sind in Streifen durch den Wind zerrissen.

Die Stadt erfreut durch regen Handelsbetrieb schon bei der Einfahrt in den breiten, wasserreichen Pasigfluss, der eine gewaltige Laguna im Innern der Insel entwässert, und an dessen Mündung Manila sich weitläufig ausbreitet. Kleine Dampfer flitzen auf dem Strome hin und her; unzählige, breite Ladeböte liegen in langen Reihen am Ufer, an dem ausgedehnte Warenschuppen sich hinziehen. Auch das Bild der grösseren Strassen ist sehr belebt und besonders auffallend durch viele flinke Wägelchen, die im Verein mit einer Strassenbahn den Menschenverkehr bewältigen. Dazwischen ziehen langsamen Schrittes vorsündflutliche Karabauen, (eine grosse Ochsenart mit riesigen Hörnern) die landesüblichen Lastkarren, und ein Strom von braunen und gelben Menschen wandert in den Strassen. Zahlreiche mit dem Gewehr bewaffnete amerikanische Soldaten sorgen für Ordnung.

Schön ist Manila nicht. Nur wenige hohe Gebäude, so unser nach der amerikanischen Besetzung recht gut eingerichtetes Hotel Oriente, einige Cigarrenfabriken und eine stattliche Zahl Kirchen, entragen dem niedrigen Gewirre der Häuser, die meist schmale, unregelmässige und nur mit spärlichen Bäumen geschmückte Züge bilden.

Hauptstrasse ist die Escolta, die eine Reihe recht ansehnlicher Läden mit guter Auswahl europäischer Waren darbietet. Doch auch sie kann auf einen grossstädtischen Charakter keinen Anspruch machen. Recht schnell hat die spanische Manilastadt amerikanische Züge angenommen. Firmenschilder, Anpreisungen werden zumeist englisch gehalten, und besonders auffallend treten die vielen Trinkhallen hervor, die dem Amerikaner anscheinend ein wahres Bedürfnis sind. Indes die alte Welt thut sich dem Wanderer wieder jenseits des Pasigflusses auf, wo eine richtige spanische Stadt unter den Tropenhimmel unverfälscht übertragen und erhalten ist:

helle Steinhäuser mit vorspringenden, oberen Holzstockwerken und vergitterten Balkonen, da ragt ein schöner Dom, und es fehlen auch nicht weitläufige Mönchsgebäude.



Chinesenmischlinge

Ein gut Stück China ist in Manila gleichfalls verborgen. Wie fast nach allen Städten, Städtchen und Dörfern im südöstlichen Inselasien, sei es auf Java, Celebes oder den Molukken, hat das leutereiche Land der Mitte seine Söhne auch nach den Philippinen abgegeben, wo sie als rege Handelsnaturen oft zu bedeutendem Wohlstand kommen. Da die Chinesin nicht mitwandert, so ist hier durch Verbindung von Chinesen mit den Philippinerinnen eine Mischrasse entstanden, die körperlich und geistig von guter Art ist und ein reges, aufwärts strebendes Element im Lande darstellt. Dicht an dicht findet man in der Nähe der Escolta die kleinen, nach der Strasse offenen Läden, in denen die bezopften Söhne des Reiches der Mitte mit dem gleichmütigsten Gesichte die farbenliebenden und schmuckfreudigen Tagalinnen

beim Verkauf von bunten Stoffen und von europäischen, glänzenden Schleuderwaren fleissig betrügen.

Nebenan an der Brücke auch gleich ein wenig philippinische Konkurrenz. Da sitzen in winzigen, kastenartigen Ladenräumen die kleinen, mehr oder minder niedlichen Philippinerinnen im Schatten der grossen, ununterbrochen aneinandergereihten Vorhänge, die den Bürgersteig nach der Strassenseite begrenzen, und warten geduldig auf die Käufer. Man findet hier entzückende Stickereien und prächtige durchsichtige Kleiderstoffe aus Ananasfasern und Seide, mit denen die Tagalinnen sich selbst so nett zu schmücken verstehen. Beim Kauf wird langwierig gehandelt, denn wie mancher deutschen Hausfrau in kleinen Städten ist der Tagalin ein Geschäft ohne Feilschen nur ein halbes Vergnügen.

Nun aber winken wir dem Kutscher eines der vielen Wägelchen, und da er selber wie alle seine Kollegen in Manila keinen Bescheid weiss, lenken wir ihn mit manu (= Handpferd, rechts) und silla (= Sattelpferd, links) durch das Strassengewirre in den Stadtteil von San Miguel, nach der einzigen wirklich schönen Strasse, wo noch sturmverschonte, hohe Bäume Schatten spenden und die Gebäude in Gärten villenartig vereinzelt stehen. Da an der Ecke weht vor einem der schönsten Häuser stolz die deutsche Flagge. Hier ist unser Konsulatsgebäude, in dem Herr Dr. Krüger seines Amtes waltet, und wo er im Verein mit seiner verehrten Gattin eine echte deutsche, fröhliche Gastfreundschaft gedeihen lässt.

Und noch eine andere, jedem durch Manila ziehenden Deutschen alsbald sympathische Stelle giebt es in dieser lauschigen Strasse. Wir lassen das Gefährt im schlanken Trabe in den gartenähnlichen Vorhof eines zurückliegenden, luftigen Gebäudes einbiegen und sind im deutschen Klub.

Wie auch sonst vielfach Deutsche in der Fremde, haben es unsere weit über 100 Landsleute in Manila verstanden, durch Einrichtung eines Hauses den Zusammenhalt zu wahren, und alsbald nach der Ankunft ist hier jeder Landsmann gesellschaftlich geborgen. Ein gut Wachsen und Gedeihen diesem deutschen Klub, dem auch wir bei unserm kurzen Aufenthalte manche frohen Stunden verdanken. Zwar das englische Haus dort draussen am Meeresstrande ist vornehmer ausgestattet, hier aber ist es doch wohl gemütlicher. Eine grosse Bibliothek, Billardzimmer, nicht zu wenig Skat- und Knobeltische stehen uns zur Verfügung. Da giebt es einen Saal für Bälle, einen anderen für Festessen; eine prächtige, an den breiten, stillen Pasigfluss hinausgebaute, laubumsponnene und doch aussichtsreiche Veranda ladet mit ihren langen Liegestühlen zur behaglichen Beschauung ein. Und dann und nicht zuletzt findet man im Klub eine Ecke, wo frisch vom Fass und gut gekühlt ein Bier verzapft wird, wie es in dem ganzen asiatischen Osten kein zweites giebt, ein Bier, mit dem auch im trunkverständigen Deutschland sein Erbrauer, Landsmann Kiene, alle Ehre einlegen würde. Unter der liebevollen Aufsicht unseres Konsulatssekretärs Klocke, der in dankenswerter Weise neben seinen Amts- sich den Klubgeschäften leitend widmet, wird gerade wieder einmal frisch angestochen. Unsere neuen Freunde und wir sehen vergnügt auf den weissen Schaum im Glase. Prosit! Willkommen auf den Philippinen!

Ein Verhängnisvolles hat der deutsche Klub in dieser kriegerischen Zeit. Man bleibt leicht allzulange in ihm sitzen und läuft, falls man eben nicht bis zum Morgengrauen durchkneipt, Gefahr, auf dem nächtlichen Heimwege von den amerikanischen Patrouillen mit angelegtem Gewehr gestellt zu werden, wie es auch mir dreimal auf einer einzigen Fahrt vom Klub zum Hotel

Oriente geschah. Hat man keinen für die eine Nacht stets besonders auszustellenden Pass, so fährt man nicht in sein Hotel, sondern glatt ins Loch.

Nach einigen Tagen, die wir unter der Führung unseres kundigen Landsmannes und fröhlichen, späteren Mitarbeiters auf den Paracalefahrten Dr. Herrmann dazu benutzten, uns für die Einsamkeit von Nord-Camarines mit Ess-, Trink- und Rauchbarem, mit einigem Hausgerät und mancherlei bergmännischem Gezähe für die Untersuchung auszurüsten, hiess es dann Glück auf! und gute Fahrt! Wirklich entschloss sich nach schier endlosem Verschieben der Abfahrtzeit — in Philippinien ist man noch nicht so pünktlich wie in Preussen — der spanische Dampfer Herminia zum Auslaufen aus der Bai. Wegen der Kriegsunruhen geht die Küstendampfschiffahrt recht unregelmässig. Die amerikanische Regierung hat alle verfügbaren Fahrzeuge, so auch die Herminia, für militärische Transportzwecke gemietet, und so kam es, dass auf unserer Fahrt bald dieser und bald jener Hafen angelaufen werden musste und wir mit diesem Zickzackkurs allerlei Zeit verloren. Auch ward es allmählich immer enger auf dem Schiff durch Zuwachs an Passagieren und an Vieh.

Auf Masbate weiden grosse Rinderherden, die als Schlachtvieh vielfach verschickt werden, und von dem auch wir mehr als genug an Bord nahmen. Die Tiere werden mit Hülfe von Kopfschlingen und des Nasenstrickes oft thatsächlich zu Dutzenden an die Seite kleiner Boote gebunden und müssen vom Lande in dieser unbequemen Lage zu dem meist weit draussen im Meere ankernden Schiffe schwimmen oder sich schleppen lassen. Manche der Kühe schluckt auf diesem Wege schon so viel Wasser, dass sie das Schwimmen ver-

gisst. Am Dampfer zieht man sie an dem um die Hörner gelegten Seile mit Hülfe einer Winde aus dem Wasser und an der Schiffsseite empor auf Deck, wobei das ganze schwere Körpergewicht vom Halse getragen werden muss. Kein Wunder, dass viele Tiere trotz ihrer wohl nicht allzu zarten Nerven zitternd, halb oder ganz ohnmächtig an Bord niedersinken. Der mitleidlose Malaye weiss sie zu wecken und knackt ihnen zur Ermunterung durch scharfes Umbiegen und Pressen des Schwanzes einige Wirbel entzwei. Indessen auch durch diese gemeine Prozedur gelingt es ihm zuweilen nicht, das Tier ins Leben zurückzurufen. Man sieht, der Tagale kennt kein Mitleid mit Geschöpfen. Seine Greuelthaten haben uns oft mit Abscheu erfüllt. Doch unser heller Zorn war ihm gänzlich unverständlich. Er konnte es nicht begreifen, dass es uns erregte, wenn wir ihn lebende Tauben rupfen oder gerupfte, lebendige Hühner über einem Feuer absengen sahen.

Die langsame Küstenfahrt unserer Herminia brachte es nun weiter mit sich, dass wir zuguterletzt noch von einem kräftigen Taifun erwischt wurden, dem wir bei schlanker Fahrt entgangen wären. Trotz seiner geringen Grösse, das Schiffchen war wohl knapp 30 m lang, und ausserordentlich starken Ladung, die den Dampfer bis auf eine Armlänge Deckrand ins Wasser drückte, hielt er sich recht tapfer in den tosenden Wellen. War es aber schon bei ruhig schönem Wetter nicht sonderlich behaglich in dem kleinen Reiche, so war es während der Dauer des Sturmes einfach unbeschreiblich ungemütlich. Leider ist ja dem Spanier Reinlichkeit nicht das erste Erfordernis der Behaglichkeit, und schon bei normalen Schiffsverhältnissen machte sich der unglaubliche Schmutz erschreckend geltend.

Ein regensicherer Unterschlupf war kaum erreichbar. Die für uns drei berechnete Kabine erster Klasse

hatte das Mass einer Kiste von genau 1,8 m Höhe, Breite, Länge und war durch einen nur 35 cm breiten Gang vom Schiffsgeländer entfernt. Da ihre Thür infolge überschlagenden Wassers nicht offen gehalten werden konnte und es deshalb unmöglich war, in dem schmutzigen Kasten, noch dazu bei Sturm, zu hausen, so wurden insbesondere nachts alle möglichen Winkel als Lager von uns durchprobiert, die Bank im engen, menschenerfüllten Speiseraum, der Tisch davor und andere versteckte Ecken. Ueberall drängten sich die Passagiere, ein Spanier mit Frau und Kindern, ein baumlanger Neger, seines Zeichens Kuhhirt, eine Schar amerikanischer Soldaten und ein Hauptmann. Dr. Herrmann und ich fanden schliesslich leidlichen Unterschlupf in einem Verschlag auf der Deckmitte, wo sich dann auch ein seekranker, malayischer Matrose und unsere zwei Hunde, beide elend, einfanden. Der braune Schiffsgenosse lag, über alle Massen unwohl, kümmerlich in einer Ecke des engen Raumes und bat kläglich, ihm zur Kürzung seines Jammers den Kopf abzuschneiden, was wir aber doch gelassen haben. Beiläufig gesagt, wollte er, als der Sturm ausgetobt hatte, auf unsere Anfrage, nicht mehr an das Messer ran.

Dr. Herrmann, der nie klein zu kriegen ist, war guter Dinge und sang sich die Lore am Thore, während ich ziemlich krank und mit sehr schwarzen Gedanken neben ihm sass und herzhaft bedauerte, je auf dieses heillose Philippinenmeer gefahren zu sein. Freund Kegel war auch in schwarzgalligen Gedanken untergetaucht. Am praktischsten eingerichtet war unser Diener Nunberto, der sich in der auf Deck befindlichen und von undurchlässigem Segeltuch verhüllten Ladung ein Eckchen ausgeräumt hatte, und hier, zeitweise auch mit Sultan, der den trockenen Winkel ausgewittert hatte, hauste, nichts hörte, sah und fühlte.

Allmählich wandelte sich die Meeresscenerie in der That ins stark Ungemütliche. Der Regen stürzte in weissen Massen herunter, dass kaum Ausblick gewonnen werden konnte, der Wind pfiff und heulte immer heftiger, und das Barometer wollte gar nicht im Fallen einhalten. Dazu kam erschwerend ins Gewicht, dass weder unser Kapitän, noch sein Steuermann vorher diese gefährliche Küstenfahrt gemacht hatten, und dass auf die alten Karten wohl auch kein grosser Verlass sein konnte, zumal man meist keinen Anhalt zur Orientierung hatte.

Als nun recht bedrohlich nahe vor unserm Schiff, im geraden Kurs gelegen, aus dem grauen Regenschleier eine Insel urplötzlich auftauchte, an deren Klippen der Dampfer bei geringer Weiterfahrt in tausend Stücke hätte zerschellen können, da schien es auch dem Kapitän angebracht, bei allernächster Gelegenheit in eine schützende Bucht zu biegen, an denen glücklicherweise die Luzonküste so reich ist. Er suchte sich die Ciciranbai aus, die als fast rundum geschlossenes Becken stilleres Wasser bergen musste. Hierbei machte ihm nur ein Felsen Kummer, der nach der Karte in der Einfahrt liegen musste, und auf den durch die weissen Regenschauer hindurch fleissig Ausschau gehalten wurde. Die gefährliche Stelle wollte sich nicht zeigen, bis der Kapitän bei einer Lichtung des finsteren Regenschleiers erkannte, dass sein Dampfer von selbst den rechten Weg genommen hatte und der gefürchtete Felsen schon längst schräg hinter uns lag. Wir verdachten es dem Schiffsmann nicht, dass er auf diesen frohen Schreck hin 2 cocktails hintereinander trank.

Einen langen Tag und einen halben dazu lag die Herminia in der schützenden Bai vor Anker, vor dem Sturme geborgen wie die Maus vor der Katze im Mauseloch.

Das Unwetter zog über uns hinweg, und alles wurde gut. Das Essen schmeckte wieder leidlich, abgesehen davon, dass an und für sich spanische, ölreiche Kost nicht so ganz nach deutschem Gaumen und die Verteilung der Mahlzeiten auf spanischen Schiffen (Mittagessen um 11 und Abendmahlzeit um 5 Uhr) nicht ganz nach unserem Sinne ist. Schliesslich legte sich das Sturmgebrause, die Regenböen hörten auf, die Sonne drang durch die eilenden Wolken, und das Meer verlor wenigstens in der Bucht allmählich seine Erregung.

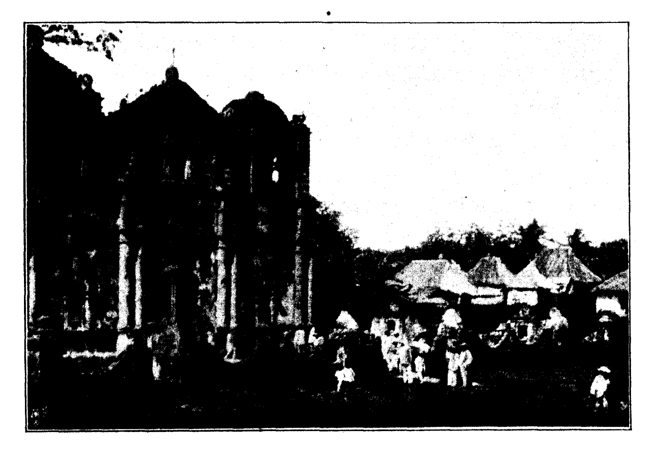
Draussen klang zwar das Unwettor noch nach, und immerhin wogten dort noch mächtige Wellen, die der weite, offene Ocean gegen die Küste sandte.

Die Mündung des Daëtflusses tauchte auf. Zwar fuhren wir uns in seinem Sande noch ein Weilchen fest, aber schliesslich lag doch die Herminia neben den grossen Hanflagern im Flusse angetaut, und endlich schliefen wir nach den unruhigen Tagen eine linde Nacht friedlich im Freien unter dem Sternenhimmel auf unseren langen Stühlen.

Da die Küstendampfer nur bis Daët laufen, galt es nun, noch eine Stufe der Civilisationsleiter hinunterzusteigen und die Schlusskilometer in einem indischen Ruderboote nach Paracale zu fahren. Um die Meeresreise abzukürzen, zogen wir, etwa die Hälfte des an 30 km langen Wasserweges abschneidend, zu Ross und unser Gepäck zu Ochsenwagen über den landeinwärts liegenden Flecken Daët nach San Nicolas, durch das flache Land auf recht schlechten Wegen wieder an die Küste, wo wir dann all unser Hab und Gut, auch uns selbst oben drauf, in einem grossen Boot verstauten und abends bei wunderschönem Mondenschein erst einen Fluss hinunter und dann in der Nähe der Küste auf dem Meere nordwärts gondelten. Kalte, klare Nacht legte sich über das Wasser, und langsam, langsam,

bald unter Segel bald im Ruder gehend, zog unser Schiffchen über die stille Meeresfläche. Nach langen Stunden lichtete sich der Osten. In den Strahlen der Morgensonne erkannten wir schon klar und deutlich unsere Paracaleberge, den gewaltigen, zackeligen Bagacay insbesondere, und doch, erst um 2 Uhr mittags hatten wir den blendend gelbweissen Sand unter den Füssen, den das niemals ruhende Meer am Strande den festen Gesteinen an dieser Küste als Saum vorgelagert hat.

Sengend heiss strahlte die Sonne vom Himmel, als wir müde, zerschlagen, durstig, hungrig in Paracale, der Stätte unserer Wirksamkeit, mit dem Gefühl einzogen, dass eine Reise halb um das Erdenrund von Hannover nach dieser einsamen Stelle am Stillen Ocean doch keine so ganz einfache Sache ist.



Kirche in Paracale

III. Paracale

Unser Paracalestädtchen besteht aus ein paar Strassen, die sich um eine Kirche gruppieren. Wie in allen katholischen Flecken des Landes, hebt sich das Gotteshaus sehr stattlich heraus. Es ist ein Steinbau, während sonst meist Holz als Baumaterial verwandt wird oder, für die Gebäude der Vornehmeren, doch nur Grundmauern errichtet werden.

Die kleinen Bambus- und Palmblatthütten stehen vielfach auf Pfählen und haben unter sich demnach einen freien Raum, der öfter umfriedigt wird und gelegentlich als Vorratskammer dient. Eine Leiter führt dann wie eine Hühnerstiege zur offenen Thür empor. Letztere und einige Fensteröffnungen sorgen für Luft und Licht. Indes ist es üblich, über diesen Wandausschnitten stützbare Klappen anzubringen, um das Innere der Wohnung gegen die strahlende Sonne abschliessen zu können.

In den besseren Holzhäusern hat man zwei durch eine Treppe verbundene Stockwerke. Man hütet sich indes, allzu hoch zu bauen, da natürlich Sturm und Erdbeben gerade hohen Häusern leicht Schaden bringen. Sturm und Beben sind, beiläufig gesagt, Umstände, die für eine künftige Industrie der Philippinen nicht ohne Bedeutung sind, da z. B. sehr hohe Schornsteine, Hochöfen und dergl. in Erderschütterungsdistrikten als immerhin gewagte Anlagen erscheinen.

Auch in den nach spanischer Art eingerichteten Häusern sorgt man für guten Luftdurchzug. Oft können sogar durch Zusammenschieben der längsgeteilten Zimmerwände gewaltige Fensterluken geschaffen werden. Solche in Rillen laufende Schiebewände bestehen aus einem Rahmen und netzförmig angeordneten Innenleisten, zwischen denen die kleinen Lücken mit matt geschliffenen Muschelschalen ausgesetzt sind. Das giebt ein mildes, weiches, kühles Licht im Zimmer und hat den Vorteil, eine schwer zerbrechliche Einrichtung zu sein, ein Umstand, den man auch im sturmreichen Manila würdigt, wo man nur sehr selten gläserne Fensterscheiben erblickt.

Als Dachbedeckung dient in Paracale noch durchaus das Blatt der Nipapalme, und so lassen sich, alles in allem, die Häuschen zwar recht kühl und luftig, aber auch sehr verbrennlich an. Die Amerikaner haben es leicht gehabt, die Dörfer einzuäschern, doch macht das anderseits auch nicht so sehr viel aus. Ein neues Hüttchen ist schnell gebaut, wobei man, nebenbei gesagt, mit dem Dach beginnt.

Gegen die Naturgewalt des Sturmes, der gern ein Haus abdeckt oder gar eine ganze Hütte mit sich fortnimmt, sucht man sich dadurch zu schützen, dass man die leichten Gebäude, wie ein Schiff im Hafen, antaut, auch wohl über der First gekreuzte und hier verbundene lange Bambusstangen in der Neigung des

Daches tief in die Erde stösst und so das Häuschen am Erdboden festmacht. Trotz solcher Vorsichtsmassregeln hält aber der Taifun jährlich seine Auslese unter den Bauten. Alles Alte, Morsche, von Termiten Zerfressene fegt er gelegentlich hinweg.



Unser Wohnhaus in Paracale

Der Hausrat der Tagalen ist meist recht geringfügig. Der Malaye und auch die Malayin legt nicht wie ein Europäer Wert darauf, sich gelegentlich auf einen Stuhl oder gar ein Sofa zu setzen. Man fühlt sich am wohlsten in tiefer Kniebeuge, wobei die Armenden vorn über den zusammengeknickten Beinen herabhängen. Eine Anzahl von Tagalen oder Tagalinnen im Gespräche bei einander hocken zu sehen, macht

auf uns stets einen schnurrig lächerlichen Eindruck, und drängt sich der Vergleich mit einer Affenherde unwillkürlich auf... Zum Schlafen und Faulenzen legt man sich lang auf den Boden, wo als Unterlage wohl eine dünne, oft für mehrere gemeinsame und dann sehr grosse Matte ausgebreitet wird. Wozu braucht es da Tisch, Stuhl oder gar ein Bett. Eine Ausnahme machen hierin die „oberen Zehntausend“, die in Paracale wohl zu einem knappen Dutzend zusammengeschrumpft sind. Sie haben dem Spanier Tisch- und Stuhlgebrauch abgelauscht und legen sich auch in jene Riesenschlafmaschinen, die auf den Philippinen bei den Europäern üblich sind, gewaltige Bettstellen mit Moskitonetz und Rohrgeflecht nebst Matte als Unterlage. Matratzen kennt man nicht, und auch wir haben solchen Luxus nicht genossen, wie denn selbst in Manila jeder Europäer sich nur auf der platten, dünnen Matte des Bettes ruht, anfänglich natürlich nach jedem Schlaf wie gerädert ist, aber schliesslich unweigerlich dieser Sitte huldigt.

Als Feuerstätte des Hauses dient für die Malayen eine irdene Schüssel oder wenn es hoch kommt, ein erdgefüllter, auf meist schiefen Beinen stehender Kasten mit einigen Steinen als Unterlage für den Reistopf. Uns geht es auch nicht besser. Zudem ist unsere Küche erschreckend baufällig. Als ich mich eines Abends ins Reich der Suppen wagte und ein wenig fester auftrat als ein Malaye thut, brach das ganze Küchenbauwerk mit mir zusammen, und ich fiel mit dem niedersinkenden Fussboden einige Meter hinab unter das Haus, wo unsere Schweine, die dort auf Abfälle lauerten, bei meinem plötzlichen, nächtlichen Erscheinen aus höheren Regionen grunzend auseinanderstoben.

Ausser mir und meinen beiden Begleitern ist kein Europäer im Dorf. An Ausländern haben wir nur noch einen Chinesen angetroffen. Früher waren mehrere

als Händler hier thätig. Nachdem aber die im Lande infolge der Kriegsunruhen mehr denn je umherstreifenden Räuber bei einem Besuche in Paracale den reichsten Chinamann auf einen Stuhl, unter dessen Sitz Feuer angemacht war, gebunden und ihn so zur An- und Herausgabe seiner Gelder gezwungen haben und Ähnliches auch im benachbarten Mambulao vorgekommen ist, wo man einen Chinesen durch allmähliches Abschaben des Fleisches am Bein zum Verraten seiner Schätze bewegte, seitdem sind alle bis auf den einen Hauswächter in sichere Gegenden verzogen. Für uns, die wir notgedrungen über einiges Bare an mexikanischen Dollars, der üblichen Münze hier, wenn auch möglichst versteckt verfügen, waren das gerade keine erbaulichen Berichte.

Wie die Chinesen, so hält es im übrigen auch mancher Tagale für angebracht, Paracale fern zu bleiben und lieber in Busch und Wald auf einer einsamen Pflanzung zu leben. Dem Rest im Dorfe merkt man gleichfalls den Kriegsdruck etwas an. Es will sich nicht so recht das gleichmütige, fröhliche Leben entwickeln, das der Malaye liebt. Putz und Tand bleiben selbst bei den tagalischen Damen im allgemeinen versteckt, höchstens wird sonntags beim Kirchgang etwas Glanz entfaltet. Da kann man dann die tagalische Jugend bewundern, allen voran die schöne Emilia Rayos, die so zierlich in schwarzen Lackschuhen, roten Strümpfen und in farbenprächtigem Gewande unter ihrem europäischen Sonnenschirm dahinwandelt. Sie trägt die hübsche Nationaltracht, einen farbigen Rock mit langer schmaler Schleppe, darüber von der Taille ab einen schwarzen Überwurf, ein helles Jäckchen, ein prächtiges Spitzentuch um den schönen Hals gelegt und lässt die schlanken Arme durch die bauschigen, halbdurchsichtigen Aermel aus Ananasstoff hindurchschimmern.

Die tagalischen jungen Damen sind auch nach unserem europäischen Geschmack nicht selten ganz hübsche Erscheinungen und lieblich anzuschauen. Es liegt schon nicht mehr der reine Malayentypus vor; chinesisches, japanesisches und spanisches Blut mag vielfach mit malayischem zusammen in ihren Adern fliessen. Doch darf man unter den Tagalinnen keine Schönheiten in deutscher Art erwarten. Gesichter wie Milch und Blut giebt es unter dieser Tropensonne nicht, und eine weisse Hautfarbe vermag keine, selbst der vornehmeren Damen zu ihrem eigenen grossen Schmerz aufzuweisen, so sehr sie sich auch bemühen, durch Vermeidung grellen Lichtes dem Teint nachzuhelfen. Und wie das nicht Erreichbare in der Welt alleweil am höchsten gilt und eine entfernte Annäherung ans Ideal schon hoch bewertet wird, so wird hier nichts so sehr geschätzt wie eine helle Haut. Mag eine Tagalin nach unserem Sinne auch noch so hässlich sein, ist sie leidlich weiss, so heisst sie hier schlechthin eine Schönheit, die mit ihrer hellen Farbe prunken darf. Das thut sie denn auch und hebt Sonntags das Kleid hoch genug, dass man mit Vergnügen die weissen Wädchen bewundern kann und soll.

Bei der Gelegenheit wollen wir nicht verfehlen zu vermerken, dass in unserem Tropendorfe auch sonst nicht die Etikette Europas herrscht und man solch ein eitles Mägdelein nicht gleich zu verdammen braucht. Hier sieht man nichts Absonderliches darin, wenn eine junge Dame auf der Strasse mehr als tief ausgeschnitten geht, was bei uns nur auf Bällen ganz natürlich ist.

Das schwarze, reiche Haar wird von den Mädchen lang getragen, sonst zu einer Frisur gebunden, auch wohl unter einem Kopftuche versteckt. Meist dient ein Kamm als Zierde. Im übrigen hält man in diesen Kriegszeiten mit edlem Schmuck aus Gold und Silber zurück, um nicht die Beutegier von Räubern, Soldaten und der

eignen revoltierenden Landsleute zu erwecken, welch letztere natürlich Geld für den Krieg auch sehr wohl gebrauchen können.



Bad

Während die Mädchen und Frauen sich berechtigter Weise in vielfarbigen Kleidern gefallen, geht der Tagale gern in Weiss. Er trägt ein weisses Beinkleid und höchst merkwürdiger Weise ein richtiges europäisches Faltenhemd nicht in die Hose eingesteckt, sondern wie ein Kittel über ihren oberen Rand herabfallend. An Stelle dieses Hemdenrockes steckt er sich auch wohl in ein halbdurchsichtiges Ananasgewand. Sein kurzgeschorenes Haupt schmückt er mit einem europäischen runden oder einem einheimischen strohernen Hute. Sonntags findet man ihn gegen seine Alltagsgewohnheit auch wohl in Wiener Stiefeln.

Alltags gehen unsere Dorfgenossen einfacher daher, immer aber in heilem, sauberem Zeuge, was wahrhaft

wohlthuend berührt und einen eigenartigen Gegensatz darstellt gegen den Schmutz und die Zerrissenheit der Volkstracht in vielen, besonders östlichen und südöstlichen Teilen des alten Europa.

Gelegentlich, so oft bei der Arbeit, wird die Tracht sehr einfach. Wenn auch die reine Adam-Evakleidung nur bei dem ganz jungen Volke vorkommt, so fehlt doch auch bei den Männern in dieser Hinsicht gelegentlich nicht sehr viel am paradiesischen Zustande. Da genügt denn bei der Arbeit wohl ein schmaler Schurz und auch bei den Frauen und Mädchen gelegentlich ein Hemd allein, das überdies zuweilen aus recht durchscheinendem Stoff besteht. In einer Gegend wie hier, wo man oft durch Bäche und Flüsse waten muss, ist eine leichte eine praktische Tracht. Hat man keine Stiefel an, so fliesst das Wasser nicht hinein, und nach Regenschauern ist ein dünnes Kleid bald wieder trocken, und in der Tropenhitze ist es angenehm.

Von hervorragenden Persönlichkeiten muss zuerst der tagalische Hirte der Kirchengemeinde, der padre José, genannt werden. Wir haben nicht verfehlt, ihm alsbald unseren Besuch zu machen, obwohl es eigentlich nach spanischer Art hier Sitte ist, als Neuling umgekehrt Besuche abzuwarten. Er empfing uns in einem feierlichen Talar, entpuppte sich aber als ein fröhlicher Herr, sparte den Abendmahlwein bei unserer Bewirtung nicht und sandte uns sogar noch zwei Flaschen ins Haus. Als Ehrengabe spendeten wir dann einige rote Spanier, eine Sorte, die ihm bei seinem Gegenbesuche gut gemundet hatte, und noch extra einen Vermouth di Torino.

Auch der Presidente des Dorfes erhielt unseren Besuch, und bei seiner Gegenvisite an Cognac freigebig soviel vorgesetzt, dass er schliesslich in vergnügtester

Stimmung und in höchstem Grade uns wohlgesinnt etwas schräg nach Hause wanderte.

So haben wir denn schon mehrere Freunde erworben, deren wir in dieser einsamen Gegend zur herrschenden Kriegszeit, wo jeder sich selbst regiert, dringend bedürfen.

Sehr wesentlich ist es, dass Dr. Herrmann fertig tagalisch spricht, was uns beiden anderen versagt ist und für den kurzen Aufenthalt zu erlernen uns nach Einblick in die schwierige Grammatik nicht allzu sehr reizt. Ein wenig erinnert die Landessprache an das Küstenmalayische, das mir geläufig ist. Nebenbei gesagt, kennen auch die Filipinos keinen f-Laut und sind deshalb eigenartiger Weise nicht imstande, ihren Nationalnamen richtig auszusprechen. Sie sagen wie Kinder Pilipinos. Im übrigen verstehen die meisten älteren Leute in Paracale ein wenig spanisch, sodass auch für meinen Begleiter Kegel die Basis einer Verständigung gegeben ist.

Bald wusste man im Dorfe, dass wir drei nicht Amerikaner sondern Deutsche sind, friedlichen Zwecken nachgehen und den Bewohnern insofern von Vorteil sein können, als sie als Arbeiter bei unseren Untersuchungen in diesen knappen Kriegszeiten sich etwas verdienen können. Zwar hängt der Tagale im allgemeinen nicht sonderlich an Hab und Gut, trotzdem gebraucht er Geld und immer wieder Geld, nämlich hauptsächlich zum Wetten und Verspielen. Sehr zu unseren Gunsten wurden die Dorfgenossen wohl auch durch einen Pass gestimmt, den früher der Insurgentenführer Aguinaldo für Dr. Herrmann ausgestellt hatte.

So kam es durch alle diese Umstände, dass sich die Paracaleleute ohne Scheu vor uns benehmen und unbekümmert um unser Thun und Treiben ihren friedlichen und kriegerischen Geschäften nachgehen, sogar bei ge-

legentlichen Plauderstündchen allerlei Insurgentenpläne mit uns besprechen.

Nach spanischer Sitte besucht man sich gern abends und tauscht höfliche Redensarten miteinander aus. In der Hinsicht haben die besseren Tagalen von ihren früheren Beherrschern vieles angenommen. Phrasen sind hier sehr billig. Man wünscht sich nicht einen guten Tag, vielmehr in spanischer Freigebigkeit gleich mehrere, gute Tage, gute Nächte. Haus, Boot, Pferd und alles Eigentum stellt der bessere Tagale uns wie ein Kastilier mit schönen, stolzen Worten zur Verfügung, natürlich in stiller Selbstverständlichkeit, dass vom Angebot kein Gebrauch gemacht oder doch ein gutes Entgelt geboten wird. Bei den Zusammenkünften geht es ganz mässig bei einem Gläschen Likör oder Wein zu, wie denn der Tagale gleich dem Spanier im allgemeinen im Trinken sehr genügsam ist. Erst mit dem Amerikaner ist die Trunkenheit ins Land gekommen, doch ist sie im allgemeinen noch bei diesen Volksbeglückern selbst geblieben, und bis jetzt blickt der Eingeborene mit Verachtung auf die in den Strassen Manilas leider allzu häufigen, betrunkenen Soldaten und Matrosen. Böse Beispiele verderben aber bekanntlich gute Sitten. Es soll übrigens nicht gesagt sein, dass der Tagale nicht auch schon aus eigenem Antrieb gelegentlich einen scharfen Trunk genehmigt. Unserem Nachbar, capitan (d. h. früheren Ortsvorsteher) Pedro glänzt seine dicke Nase nicht von ungefähr wie Abendrot zwischen den verschwommenen Augen. Besonders gern huldigt man einem fuselreichen Anisschnaps, den im übrigen auch die amerikanischen Soldaten verehren, indes, wie erwähnt, der Tagale ist im allgemeinen mässig und hört ein wenig eher auf, als er genug oder zuviel hat.

Auch bezüglich der Essverhältnisse geht es meist bescheiden her. Reis bildet die Hauptnahrung. Er wird

sorgfältig gedämpft und mit kleinen Beilagen von Fisch oder von Huhn verzehrt. Die bösartig scharfe Zubereitung mit Hülfe von spanischem Pfeffer u. s. w., wie man sie in Niederländisch-Indien trifft, scheint hier nicht beliebt zu sein. Die gleichmässig milde Kost schmeckt dem Tagalen tagaus tagein sehr gut, wie man wenigstens aus dem behaglichen, schrecklichen Schmacksen und Rülpsen schliessen kann, das die Reisschmauser hören lassen. Man sitzt beim Essen meist in tiefer Kniebeuge um einen Reisberg herum, der auf einem grossen Blatte aufgehäuft ist und langt natürlich mit den Fingern zu. Keiner vergisst, sich nach dem Essen säuberlich den Mund zu spülen, eine Sitte, die gewiss mit dazu beigetragen hat, den Leuten die Zähne beneidenswert gesund und fest zu erhalten. Selten wird der Mund durch Sirikauen verunstaltet.

Um so leidenschaftlicher wird geraucht, von Jung und Alt, Männlein und Fräulein. Ja gerade die tagalischen Damen lieben es, gelegentlich ganz besonders unförmlich grosse und dicke Cigarren zu verpaffen. Für gewöhnlich wird aber eine Cigarette an der andern angesteckt. Die Tabakfabriken machen schon durch den Konsum im Lande grossartige Geschäfte.

Mit Reis, Fisch, Wasser und der unentbehrlichen Cigarette sind im allgemeinen die täglichen Bedürfnisse des Tagalen befriedigt. Grösserer Luxus erfordert, dass man arbeitet, und dem ist man hierzulande meist ebenso abgeneigt wie anderswo bei Malayen. Die fühlen sich mit wenigem glücklich. Nicht wer wenig hat, sondern wer viel wünscht, ist arm.

Anscheinend kennen unsere Dorfgenossen auch nicht den Neid der besitzlosen Klassen und sehen ruhigen Gemütes zu, wie wir in Knorrschen Suppen, Fisch und gelegentlichem Braten schwelgen. Die europäischen Ess- und Trinkvorräte sind vor ihnen sicher. Unsere

drei Diener allerdings haben in dieser Sache einen ausgesprochenen aufs Teilen gerichteten, sozialdemokratischen Zug, rechnen sich zur Familie und verfügen über unser Eigentum fast als wäre es das Ihrige. Kam es doch sogar vor, dass Alejandro, Herrn Kegels Diener, ein Paar Hausschuhe, die zwar schon etwas angejahrt aber, weil unersetzlich, nicht zu entbehren waren, ganz glatten Sinnes an eine von ihm verehrte Tagalenmaid verschenkte, um sich bei ihr durch dieses herrliche Geschenk in Gunst zu setzen.

Eins muss hier nun noch erwähnt werden als eine Sache, die der Tagale mit Leidenschaft erstrebt. Das ist der Besitz eines Kampfhahnes. Keine Mutter pflegt ihr Kindchen sorgfältiger und liebevoller als der Tagale seinen Streithahn. Der wird gewaschen und geputzt, fürsorglich im Arm getragen und gehütet. Man sagt, dass bei einem Brande der erste Griff des Tagalen der nach seinem Hahn ist. Dann erst wird Bedacht genommen auf die Rettung der eigenen Kinder. Um das Tier am Fortfliegen zu hindern, wird es mit einem Faden an einen kleinen Stock gebunden, der hier und dort in die Erde gestossen wird.

Beim Hahnenkampf erfasst den sonst so gleichmütigen Philippiner förmliche Begeisterung. Die Korona steht oder hockt um die gereizten und sich wütig balgenden Tiere, von denen jedem am linken Bein eine rasiermesserscharfe, sensenartig gestaltete, etwa 5 cm lange, also gefährlich grosse Klinge angebunden ist. Ein Hahn sucht den andern zu überflattern und seinem Gegner dabei mit dem scharfen Messer eins zu versetzen. Meist werden beide Kämpfer stark zerfleischt. Es kommt oft vor, dass einem Streiter der Kropf oder Leib durch die Klinge seines Gegners aufgerissen wird. Das Blut sickert vielfach aus den Federn, und erst wenn eines der Tiere sich allzu arg zugerichtet fühlt, nimmt es, eilig lange Beine

machend, Reissaus, verfolgt von dem meist auch stark zerfetzten Sieger und unter dem Beifallsjubel der Menge. Natürlich ist für und wider den einen oder anderen Hahn gewettet, und zwar nicht auf Bohnen sondern auf harte, mexikanische Silberdollar, von denen gelegentlich bei solchem Sonntagsvergnügen thatsächlich hunderte umgesetzt werden. In Daët, unfern Paracale, hat man für diese Kämpfe eine Halle errichtet. Die amerikanische Besatzung duldet den Sport, beteiligt sich auch z. T. an den Wetten.



Vorbereitung zum Hahnenkampf

Ausser diesen Spielen und etwa dem Markt bringt der Sonntag als besonderes Vergnügen den Kirchgang, zu dem die gut katholischen Bewohner, alt und jung, fast ausnahmslos wandeln, und zu dem sie sich, besonders natürlich die Frauen und Mädchen, nach Möglichkeit, wie schon erwähnt, herausputzen. Wir haben die stattliche Kirche schräg gegenüber und sehen uns gern die hübsch gekleideten Leute an, die nach Schluss des Gottesdienstes die Dorfstrasse hinunterwandeln. Das nahende Ende der Feier erkennen wir am Ertönen des schwungvollen

Aguinaldomarsches, der, wie auch andere lustige Weisen, in der Kirche von einem Dorfmusikkorps vorgetragen wird.

Die Tagalen haben erstaunliches Talent für Musik. Wie Zigeuner spielen sie sehr eindrucksvoll ihre Violine und Bassgeige, schlagen die Guitarre wie ein Kastilier und ziehen die Posaune wie ein deutscher Militärmusikant. Auch ein Triangel fehlt nicht. Bei Gelegenheit eines Balles im deutschen Klub in Manila hatte ich Gelegenheit, die stramme Disziplin und den feurigen Schwung der tagalischen Musiker wirklich zu bewundern. Man sieht es den Leuten an, dass ihnen die Musik Spass macht.

Minder lieblich klingt das Gebimmel der Kirchenglocken, die eigenartiger Weise fest an einer drehbaren Achse befestigt sind, und so beim Überstürzen vom Klöppel angeschlagen werden. Morgens, mittags, abends und dazwischen zu mancherlei Zeiten wird geläutet, ganz abgesehen von besonderen Anlässen wie Taufen, Hochzeiten und Begräbnissen.

Schliesslich kann einem allerdings auch die Musik zu viel werden, nicht nur in deutschen Städten, sondern auch hier in der Paracale-Einsamkeit, z. B. wenn, wie neulich, die ganze Nacht hindurch bei einer Hochzeitsfeier die Instrumente klingen.

Merkwürdig ist, beiläufig gesagt, wie oft gerade nachts noch Leben und Treiben auf den Strassen ist, was man wohl von Berlin aber nicht von Paracale erwartet. Besonders die Mondscheinnächte sind belebt. Dann spaziert der Tagale gern im Dorf umher, wohl weniger der kriegerischen Verhältnisse wegen, wie wir zuerst dachten, als vielmehr in Liebesangelegenheiten.



Amerikanische Patrouille

IV. Krieg

In Paracale sind wir im Insurgentengebiete, ausserhalb der amerikanischen Vorposten, zu deren Verwunderung wir uns durch Mord- und Raubgeschichten nicht haben abhalten lassen über die Grenzen ihres Schutzbereiches hinaus und zu den aufrührerischen Tagalen in die Berge zu gehen.

Wir verlassen uns in unserer Einsamkeit auf Dr. Herrmann, der mit Land und Leuten, ihrer Sitte und Sprache von früherem Aufenthalte her gut vertraut ist, ein wenig auch auf seinen Aguinaldopass.

Für Amerikaner wäre es natürlich nicht ratsam, weiter ins Land zu gehen als die Flinten ihrer Truppen tragen. Deutschen hingegen sind die Tagalen hold. Sie vertrauen auf des Kaisers Gerechtigkeitsgefühl und haben die kindlich schöne, thörichte Ansicht, das starke Deutsche Reich werde nicht dulden, dass ein der Art unerhörtes Unrecht geschieht, wie es den Filipinos von den Ameri-

kanern droht. Dass die Politik ihre besonderen Gebräuche hat und leider allzu oft ungehindert nach dem Grundsatz Macht ist Recht gehandhabt wird, will ihnen nicht in den Sinn. Der Glaube an ein natürlich ganz ausgeschlossenes Einschreiten Deutschlands ist und bleibt trotz unserer Einwendungen, schliesslich nicht zu unserem Nachteil.



Emilio Aguinaldo

Wie bekannt, fühlen sich die Filipinos verraten und betrogen. Nachdem die Amerikaner mit Hülfe der Truppen Aguinaldos, den sie von Hongkong herbeiriefen, die spanische Herrschaft auf den Philippineninseln vernichtet hatten, hofften die von der Willkür fremder Regierung und von Priestergewalt soeben Befreiten auf eine selbständige Verwaltung unter dem Protektorate der Vereinigten Staaten, nach dem vorhergegangenen Zusammenmarschieren und den Rücksprachen Aguinaldos mit den amerikanischen Generalen und dem Konsul wohl nicht ohne Grund.

Jetzt heisst es aber anders als vorher. Die früheren Zusicherungen des amerikanischen Konsuls werden von der Regierung in Washington nicht anerkannt. Als Bundesgenossen gegen Spanier waren die Filipinos hoch willkommen; aber nachdem sie nun geholfen haben, die Bahn frei zu machen, ist alles anders gemeint gewesen, und giebt es nur eine Forderung: bedingungslose Unterwerfung unter das Sternenbanner.

Da ist es den arg enttäuschten Philippinern nicht zu verdenken, dass sie ihre früheren Freunde und Bundesgenossen für Feinde und rechtlose Eroberer erklären

und mit all ihren Kräften sich gegen die Vergewaltigung wehren.

Der verheerende Krieg ist wieder auf allen Inseln entflammt, ein blutiger Streit, bei dem die Eingesessenen trotz Minderzahl an bewaffneten Leuten und schlechterer Ausrüstung zunächst noch immer im Vorteil sind.

Sie kämpfen für das eigene Land, der Feind besteht aus Söldnerscharen, sie kennen jeden schmalen Pfad und Unterschlupf und sind in der Tropennatur und ihrer sengenden, jeden Fremden niederzwingenden Hitze daheim. Die Unwegsamkeit des Landes, seine Dickichte und Sümpfe sind für sie in dem Kleinkriege ebenso starke Hülfen wie diese Eigenarten der tropischen Inseln den Amerikanern Schwierigkeiten und Verderben bereiten.

Wohlweislich vermeiden sie offene Feldschlachten, aber wo kleine Abteilungen des Feindes erscheinen, da schwärmt es rundum im Busch und dichten Walde von leichtfüssigen Tagalen, und mancher weisse Soldat ist schon den Schüssen der Insurgenten erlegen. Noch mehr fallen dem ungewöhnten Klima und den oft ungeheuren Strapazen auf dem heissen Boden der Inseln zum Opfer. In Daët trafen wir von hundert amerikanischen Soldaten dreissig krank.

Die Amerikaner haben anfangs allgemein und zum Teil auch später noch ihren Gegner offenbar sehr unterschätzt, bis dann an vielen schlimmen Tagen der Beweis geliefert wurde, dass auch Tagalenbüchsen treffen. So ging es dem Hauptmann Steinhauser, einem Deutsch-Amerikaner, der mit nur 20 Mann von unserem Nachbarstädtchen Daët gegen Labo, einem Insurgentensitz in unserer Nähe, auszog. Bei einem Flussübergang knallte es aus den Büschen, und elf von den zwanzig Mann wurden getötet und verwundet. Der Hauptmann selbst erhielt einen Schuss durch beide Knie. Nur mit grossen Mühen konnte er von dem Rest der Mannschaft vor dem an-

dringenden Feinde gerettet werden. Und so wie hier in unserer Gegend hat sich der Kleinkrieg vielerorts entwickelt mit all seinen Mühseligkeiten für die fremden Truppen.

Glücklicherweise haben wir in Paracale keine amerikanische Beschützer. Eine Besatzung, wie sie in Daët liegt, würde uns ein friedliches Arbeiten wohl recht schwierig machen; wir ständen dann im Walde immer in Gefahr, von einem fremden Insurgenten für Amerikaner gehalten und gelegentlich aus dem Hinterhalt abgeschossen zu werden. Wie die Verteilung der Streitkräfte ist, brauchen wir nur mit einer Partei, den Insurgenten, zu rechnen. Selbstverständlich gehört das ganze Dorf dazu, und wir fühlen uns am sichersten im Schutze unseres Wirtes, nach amerikanischen Begriffen eines der Haupträdelsführer.

So stehen wir über den Parteien und verkehren von unserer neutralen Stellung aus, natürlich ohne uns in Kriegsangelegenheiten einzumischen, friedlich mit den benachbarten Eroberern und den Revolutionären in unserem Dorfe.

Wir hatten oft Gelegenheit, die amerikanischen Truppen kennen zu lernen. In ihrer ganz kleidsamen Uniform sehen sie recht stattlich aus. Sie tragen Schuhe, gelbe Gamaschen und gleichgefärbte Khakihose, blaues Wollhemd mit Kragen bezw. Khakijacke und gelbgrauen Schlapphut, einen Gürtel mit hundert Patronen und ein gutes Schnellfeuergewehr. Offenbar hat man besonders kräftige, nicht zu junge Leute für den strapazenreichen Philippinenkampf ausgewählt. Die weit kleineren Malayen fallen in der äusseren Erscheinung stark gegen sie ab. Recht reichlich ist das deutsche Element unter den Söldnerscharen Amerikas vertreten. Oft gab es bei unseren Besuchen in amerikanischen Lagern ein frohes Glück auf, Landsmann! und, wenn irgend möglich, einen gemeinsamen guten Trunk, wenn mal wieder einer aus

Schwaben, Baiern oder Hannoverland sich hier im fernen Osten mit uns bekannt machte. Manche deutschen Soldaten dienen als Dolmetscher. Es wird ihnen das Spanische leicht, der amerikanischen Zunge will die klangvolle Aussprache nicht recht gelingen.

Die Kriegführung der Eroberer besteht in unserer Gegend zumeist im Unternehmen kleiner Streifzüge, auf denen man mit Hülfe von Spionen die Haupträdelsführer zu fassen sucht. Es finden sich natürlich auch unter den Tagalen Abtrünnige (wohl kaum sind es aber die besten Leute), die ihre Henkersdienste anbieten. Wie in Indianerkriegen, werden auf Angabe des Spions nachts Häuser umzingelt und, wenn's glückt, wird der Gesuchte abgefasst. Da giebt es oft kurzen Prozess. Ein Revolverschuss, der „Schuldige" hat seine Strafe. Nicht selten wohl werden auf solchen Kriegspfaden auch Unschuldige umgebracht; denn so sehr wird man einem Spion nicht trauen und glauben dürfen.

Viele tagalische Eingefangene werden unter Aufsicht zur Arbeit in amerikanischem Interesse angehalten.

Die treulosen Tagalen, die als Spione ihr Vaterland verraten, haben natürlich ständig die Rache ihrer Landsleute zu befürchten, und gelegentlich trifft sie die Vergeltung. So erging es einem Spion im Nachbardorfe Jndan. Er wurde abends aus dem Hause gerufen und alsbald mit einem Schuss in die Stirne empfangen, der seinen weiteren Verrätereien endgültig vorbeugte.

Wer den Anordnungen der Insurgentenoffiziere nicht Folge leistet, hat gleichfalls schwere Strafe zu befürchten. Die Tagalen schrecken in solchen Fällen leider auch vor Grausamkeiten nicht zurück. So wurden sechs Einwohner von Paracale wegen Ungehorsams gegen die Insurgentenführer durch Blenden des Augenlichtes beraubt.

Einen Insurgenten zu erkennen, ist natürlich ganz unmöglich, falls er nicht gerade mit der Waffe in der

Hand angetroffen wird. Die Tagalen tragen keine Uniform, und ist die Flinte in den nächsten Busch gesteckt, so kann der Revolutionär als friedlicher Malaye mitten ins amerikanische Quartier hinein. Meint man doch, dass Aguinaldo selbst in Manila sich oft unerkannt aufhält.

Auch in unserm Dorfe merken wir nichts von einer bewaffneten Insurgententruppe. Gelegentlich kommt nachts von Labo, einem benachbarten Lager, der Befehl, dass sich so und so viel zu stellen haben, was denn auch wohl geschieht. Von den Kriegsplänen der Insurgentenführer hören wir oft erzählen. Anscheinend ist die Strategie der Revolutionäre etwas phantastisch, zumal wenn es sich, wie meist, darum handelt, Daët anzugreifen, die Feinde durch falschen Lärm irrezuleiten und dann zu überrumpeln.

Trotz der 65000 Mann, die von den Amerikanern nach den philippinischen Inseln geschickt sind, und trotz der Überlegenheit ihrer Kriegsführung, ihrer Waffen und Transportmittel mag sich der Eroberungskrieg lange hinziehen und beiderseits noch viele blutige Opfer in Gefechten und unblutige im Tropenfieber fordern. Man darf nicht ausser acht lassen, dass den Aguinaldotruppen nicht nur die Eigenart ihres Landes zu statten kommt, sondern dass den Amerikanern keine „wilden“, unerfahrenen Völkerschaften, sondern Leute mit einem recht guten Teil Intelligenz gegenüberstehen. Auch unter den Tagalen findet man eine stattliche Zahl gut unterrichteter und „studierter“ Leute, und was die Volksbildung anbelangt, so darf man mit dem beredten Fürsprecher der Filipinos, Prof. Blumentritt, sagen, dass sie höher ist als in vielen östlichen und südöstlichen Teilen des alten Europa, wo die Zahl der Lese- und Schreibunkundigen weit grösser ist als unter den viel verkannten Filipinos.

Weil Krieg ferner bekanntermassen Geld und dreimal Geld kostet, so ist von wesentlichem Gewicht, dass tagalische Millionäre opferfreudig für vaterländische Zwecke grosse Summen spenden und auch der ärmste Hüttenbewohner nach Kräften sein Scherflein für die Verteidigung der Heimat darreicht. Solange nicht das Geld ausgeht, solange wird es den Tagalen nicht an Waffen und Lebensmitteln fehlen; denn eine vollständige Überwachung der so ausserordentlich zerschlitzten Küsten ist nicht durchzuführen.

Hiernach ist verständlich, wie der Filipinoskrieg den Amerikanern manche Schmerzen macht, wie dieser erste Kolonisationsversuch von vielen schon als ein schlechtes Geschäft verschrien wird, und dass manche raten, sich mit Anstand der stacheligen Inseln wieder zu entledigen. Ideal gesinnte Amerikaner, man sagt, es soll auch solche geben, behaupten indes, dass im Interesse der Tagalen hier ein starkes, fremdes Regiment nötig sei. Sich selbst mit Ordnung zu regieren, seien die acht Millionen Leute noch nicht fähig. Wie im Deutschen Reiche vor hundert und mehr Jahren und gelegentlich auch jetzt noch, können die Philippinerstämme in der That sich untereinander oft nicht vertragen. Als freie Bürger sich selbst überlassen, soll es bei ihnen schlimmer werden als je zuvor. Das wird man aber doch erst einmal abwarten müssen. Was sich klären will, muss gären. Jedenfalls erscheint die angeführte Meinung als eine recht schwache Berechtigung der Amerikaner, die schönen Inseln in die Tasche zu stecken.

Das nach späterer etwaiger Unterwerfung des Inselreiches ein leidliches Verhältnis zwischen den Landeingesessenen und den Eroberern zustande kommt, ist bei der Freiheitsliebe und dem Stolze der Tagalen nicht zu erwarten. Und überdies wird gerade der Amerikaner, der ja kein Gemütsmensch zu sein pflegt, wenig zum

inneren Wohlbefinden der Filipinos durch Rücksichtnahme auf die Eigenart des Volkes beitragen, vielmehr wohl stets von seiner stolzen Höhe selbst auf den gebildeten Tagalen als auf den damned coloured gentleman herabsehen.

Vor der Hand sind die amerikanischen Truppen nichts weniger als beliebt. Zwar macht das rauhe Kriegshandwerk auch ganz leidliche Menschen leicht roh, und man soll nicht aus Einzelfällen ein Urteil gleich über alles machen. Dass es aber doch, wie nicht abzuleugnen, vorkommen kann, dass amerikanische Soldaten auf den Friedhöfen ihren „Ulk“ mit den Gebeinen der Tagalen treiben, auf offener Strasse in Manila den Chinesen Geldsäcke rauben, abends plündernd in die Häuser dringen, die zu verlassen den Filipinos nach bestimmter Tageszeit verboten ist, und manches andere mehr, das gestattet nicht, dass die eingeborene Bevölkerung auf den Eroberer mit Achtung blickt oder in seinem Einbruch gar ein Glück für ihr schönes Land sieht. Man versteht vielmehr recht wohl, dass die Tagalen ihre früheren Freunde und Bundesgenossen am liebsten jenseits des weiten Meeres wüssten.



Goldwäscherinnen

V. Bergbau

Wie Tag für Tag in den Wochen, die wir zwischen den Paracalebergen schon zugebracht haben, so hebt auch der heutige Morgen strahlend schön im Glanze der Sonne an, und wie jeden Alltag machen wir drei Europäer mit meinem eingeborenen Diener Maximo uns auf den Weg nach Barrio Malaguit, einem höchst baufälligen, armseligen Dörfchen jenseits Fluss und Berg, wo Laureano, der Vorarbeiter, schon früh morgens seine Arbeitstruppen versammelt und sie mit den nötigen Anweisungen für die Ablösung der Nachtschichten nach den verschiedenen bergmännischen Anlagen in unserem Gebiete gesandt hat. Um möglichst viel in kurzer Zeit zu schaffen (wer weiss wie lange wir hier der Kriegsunruhen ledig sind) lassen wir in den Schächten und Stollen, die wir zur Erforschung des Bodens angelegt haben, Tag und Nacht durcharbeiten.

Der Weg, übrigens der einzige, der aus unserer Einsamkeit in die weite Welt hinausgeht, führt über die mehrere hundert Meter lange, höchst verbesserungsbedürftige Brücke des Paracaleflusses und dann, bereits im hohen Walde, den Bergabhang empor auf tief zerrissener, vom Nachtthau glitschiger „Königlicher Strasse", wie sie sich nennt. Nach kleiner Pause auf der Höhe geht es wieder abwärts. Da liegt ganz hart am Wege ein grosses, schönes Holzhaus der Bonancita-Kompagnie. Es ist verlassen, ausgeplündert und verödet, und schon sind die Termiten eifrig am Zerstörungswerke. Wie im Bonancita-Bergwerk, so herrscht auch auf den übrigen bergbaulichen Unternehmungen bei Paracale tiefe Stille und Verlassenheit seitdem das Kriegsgespenst im Lande umgeht. Der Anblick dieser in Totenstille verwüstet daliegenden früheren Arbeitsstätten erweckt ein eigenartiges Gefühl in uns, die wir hier, wo ringsum die Parteien hadern und alle Europäer geflohen sind, in Ruhe und Frieden unseren Untersuchungen nachgehen.

Ein wunderherrlicher Blick thut sich beim Abstieg auf. Rechts und links thaufrischer, urwüchsiger Wald, durch den in steilen Abfall der Weg sich senkt. Voraus verstreut die grauen, schlanken Stämme langwedeliger Palmen, das Zeichen einer im Grün versteckten Ansiedelung, niedrige Bergeszüge und über allem hoch erhaben der gewaltige, nie erstiegene Bagacay mit schöner Wellenlinie seines Kammes.

In all der Herrlichkeit der wunderschönen Tropenwelt liegt in gräulichem Verfall das Dörfchen Barrio mit kleinen, schiefen Hütten, armselig genug anzuschauen an der Seite eines mächtigen Stromes, des Malaguit, der hier einen wohl 400 m breiten Spiegel hat, und dessen Wassermassen im langsamen, tiefen Flusse dem nahen Meere zuwandern. Er verdankt diese riesige Wasserfülle weniger dem Gebirge, das ihm von rechts

und links zwar zahlreiche Bäche zuschickt, als dem Meere selbst, das durch eine breite, allgemach zum Strome sich verschmälernde Bucht in ihn übergeht, und dessen Ebbe und Flut sich infolge sehr schwachen Gefälles im Wasserlaufe noch mehrere Stunden weit landeinwärts geltend macht.

Einige Einbaumböte liegen schon bereit. Unsere Begleiter, ein Dutzend Tagalen und Tagalinnen, steigen mit uns ein, auch schliesst sich wohl noch als blinder Passagier ein fremder, malayischer Wandersmann an, der mit uns gleichen Weg hat, und Sultan setzt sich auch ins Boot.

Während wir nun, heute kräftig in der Fahrt durch die landeinwärts dringende Flut gefördert, an den Mangrovesümpfen, die den Fluss einsäumen, entlang rudern, kann ich dem freundlichen Leser einiges über das Werk berichten, dem wir obliegen. Wir ziehen zur Candelaria, einem Bezirk, den wir einer technisch-geologischen Untersuchung unterwerfen wollen, insonderheit um zu sehen, wie es in ihm steht mit dem Vorkommen des schönen, gelben Metalles, an dem die Welt so hängt, und das sich im menschlichen Leben ja auch so gut verwerten lässt, von Gold. Da nun die richtige Würdigung eines Grubenfeldes nur auf wissenschaftlicher Grundlage erfolgen kann, so kommt bei solchem Studium nicht nur die Praxis, sondern auch die edle Wissenschaft zu ihrem Rechte, und in der Doppelnatur als Ingenieure und Naturforscher ziehen wir in diesen schönen Bergen umher und haben unsere Freude und Genügen an Wald und Fels und edlem Erz.

Das Land in der Runde ist schon seit Jahrhunderten seines Goldes wegen bekannt. Auch haben sich hier nicht nur die Eingeborenen in kleinen Betrieben bethätigt, die oft nur auf den vier Händen eines tagalischen Ehe-

paars beruhten, zu denen sich aber auch gelegentlich hunderte vereinigten, vielmehr suchten schon frühzeitig auch europäische Unternehmer und Gesellschaften ihren Anteil an den Schätzen der Berge zu erbeuten. Bislang ist allerdings der Segen dem heissen Bemühen noch nicht gefolgt. Der verderbenreiche Krieg hat den europäischen Kompagnien den Lebensfaden angeschnitten. Indes steht wohl zu hoffen, dass alles wieder zurecht kommt, wenn erst Friedensgeläute von den Türmen Manilas ins Land hineinschallt.

Auch in der Candelaria, deren Untersuchung uns anvertraut wurde, ist von Eingeborenen viel nach „Gold gegraben“. Im Gebiete verstreut liegen alte Schächte, Strecken und Stollen, die allerdings in ihrem verwahrlosten, gefährlichen Zustande für unsere Studien gelegentlich mehr hinderlich als förderlich sind. Immerhin geben aber die alten Baue einen Anhalt für das Vorhandensein des edlen Erzes, und es bleibt bewundernswert, dass die Tagalen mit ihren doch so einfachen Hülfsmitteln bergmännische Aufschlüsse in grösserem Masse ausführen konnten. Selbst in schwierigen Verhältnissen der Hüttenkunde haben sich die Eingeborenen zurecht gefunden; so üben die Igorroten in Nord-Luzon den sehr verwickelten Prozess der Kupferdarstellung aus. Während jetzt schon einige eiserne Gerätschaften zur Erzgewinnung bei den Tagalen eingeführt sind, arbeiteten die Alten beim Bergbau noch mit hölzernen Brechstangen. Das Sprengen geschah mit Feuersetzen, d. h. man machte die Gesteinsmassen durch an oder unter ihnen angezündete Feuer bröcklich, so dass sie teils von selbst zusammenfielen oder doch leichter abgearbeitet werden konnten. Jetzt versteht schon mancher Tagale die Kunst, aus Schwefel, Salpeter und Kohle Pulver herzustellen. Doch ohne solche Mittel hat man in alten Zeiten Schächte abgeteuft, Strecken und Stollen angelegt. Wie noch beim modernen Bergbau

in oft nicht zu bewältigendem Masse, so machten und machen auch jetzt noch die unterirdisch in die Grubenbauten eindringenden Wasser den Tagalen natürlich grosse Schwierigkeiten. Da den Eingeborenen Pumpenanlagen nicht zur Verfügung stehen, müssen alle in die Schächte dringende Wasser in Gefässen nach oben geschafft werden, zu welchem Zwecke man förmliche Ketten von vielen Menschen bildet, die sich einander die mit Wasser gefüllten, aus grossen Blättern hergestellten Gefässe zureichen und aufwärts befördern. Eine schwierige und mühselige Arbeit, zumal in Anbetracht des Umstandes dass sie oft ununterbrochen nötig ist, wenn nicht alsbald das Wasser wieder im Schachte aufsteigen soll. Eine solche unfreiwillige Pause gab es dann zu spanischer Zeit wohl Sonntags, wenn die Glocken in bie Kirche riefen. Der padre bestand darauf, dass alles zum Gottesdienst erschien, und wenn nun vielleicht fünf Tage lang in emsiger Arbeit Wasser geschöpft und darauf einen Tag das Erz zur Förderung freigelegt war, so rief der Seelenhirt am siebenten die Leute von der Arbeit ab. Während dann zu Ehren Gottes gebetet und gesungen wurde liefen die Schächte voll, und von neuem musste fünf Tage Wasser statt Erz gefördert werden. Glücklicherweise haben wir in den hochgelegenen Teilen der Candelaria nur geringfügige, unterirdische Zuflüsse und können ungehindert in die Tiefe dringen. Dagegen treten leider in den Grubenbauen öfter schlechte Wetter auf. Die Luft ist unten dann so böse, dass kein Licht darin brennen und natürlich auch kein Mensch dort arbeiten kann. Da hilft Feuermachen. Wie man es auch in kleinen deutschen Betrieben ausübt, lassen die Tagalen einen brennenden Holzkorb in die Tiefe und sorgen durch Erwärmung der Luft für Zug und Auswechselung. Zu dem Zwecke legen sie gern zwei verbundene Schächte nebeneinander an, und es geht dann beim Feuermachen

ein Luftzug vom kalten in den heissen Schacht und somit eine Erneuerung der „Wetter“ vor sich.

Tief in der Waldeinsamkeit haben wir einige Schächte schon bis an 60 Fuss heruntergebracht. Da unten arbeiten unsere Leute fast nackt beim Scheine ihrer kleinen Fackeln, verfolgen angetroffene Gänge und schaffen in Korbgeflechten taubes und edles Material nach oben. Wie ein verkörpertes Bild mittelalterlichen Bergbaues mutet uns der kleine Betrieb an. An der Zimmerung der Schachtwände klettern die Arbeiter mühsam hinauf und hinab, und auch die Förderung des Gesteins wird einfachst mit Hülfe einer aus Holz und Rotanrohr hergestellten Trommel vollzogen, die in einem Gestelle über dem Schachte sich dreht und dabei ein Fördergefäss aus Flechtwerk an einem Seile aufzieht und niederlässt. Auch die Betriebskraft ist nicht nach modernem Schnitt. Zwei Burschen treten gemeinsam auf die Längsstangen der Fördertrommel und drehen sie auf diese Weise herum.

So haben die Tagalen schon seit alten Zeiten Bergbau getrieben und Erz gefördert. Gilt es dann weiter aus dem Gestein den Lohn für all die Mühe zu gewinnen und der Fülle tauben Materials das blanke Gold zu entreissen, so geschieht das auch nur in einfachster Art durch Waschen des auf Steinen fein zerriebenen Erzes. Bei grösseren Mengen dient wohl eine Arrastra dazu das grobe Erz allmählich zu feinem Schlamm zu zerdrücken. Es ist das eine Art Mühle, und besteht ihre Mahlfläche aus einem Steinpflaster, auf dem schwere Felsblöcke schleifen, die an den wagerechten Armen einer drehbaren, in der Mühlenmitte senkrecht stehenden Achse befestigt sind. Den Betrieb vermittelt ein Ochsengespann. Das Erzmehl wird portionsweise in flachkegelförmigen, an $^3/_4$ m grossen Holzschüsseln (Babirig) gewaschen und das Edle durch Entfernung des leichteren, nichthaltigen Materials in einer kleineren Menge schwererer Substanzen angereichert,

aus denen dann nun wieder durch ähnliche Waschbehandlung in einer Kokosschale das Gold als feiner Staub, gelegentlich auch in Körnern, gewonnen wird. Ein Pflanzenschleim (Gogo genannt) hilft hierbei die feinen Teilchen im Wasser niederschlagen. In kleine Muscheln gepackt wird das Gold im Kohlenfeuer zusammengeschmolzen. Daher rührt die eigenartige Muschelgestalt, in der das edle Metall hier zu Lande zum Kauf angeboten wird.

Vielfach hat die Natur dem Menschen schon vorgearbeitet und das Goldgewinnen leichter gemacht. Ihr gewaltiges Werkzeug ist das Wasser. Meist wirkt es langsam, fast unbemerkbar. Es löst und lockert nach und nach ein feines Teilchen von den Bergen, doch viel Weniges giebt ein Viel, und in Jahrtausenden und abermals Jahrtausenden schwinden Gebirge dahin; sie sind in Schutt zerfallen, den die rinnenden Gewässer im Lauf der Zeiten mit sich nehmen, feiner und feiner verfallen lassen und auf langen Wegen bis schliesslich zum Meere transportieren. Bei diesem langsam wirkenden und doch so Gewaltiges schaffenden Zerstörungswerke ist auch mancher Goldquarzgang zertrümmert, und hat er sein gutes Erz dem „tauben" Verwitterungsschutt der Gesteine beigemischt. Wie nun die Bäche und Flüsse die mehr und mehr zerfallenden Trümmermassen thalabwärts schaffen, macht das gewichtige Gold sein Wesen geltend. An zwanzig Mal schwerer als Wasser und fast sechsmal so schwer als die meisten Gesteinsbestandteile bleibt es im Transport zurück und wird auf diese Weise von seinen unedleren Begleitern, die es eiliger haben den Weg zurückzulegen, getrennt. Da nun immer neue Bergesmassen sich auf die Reise nach dem Meer begeben, so reichert sich das edle Metall im Laufe langer Zeiten allmählich mehr und mehr in den Trümmermassen, die nahe seiner Heimat liegen, an. Das sind die Seifen-Lagerstätten, in denen eine edle

Gesellschaft von Gold und schweren Kiesen, dunklen Eisenerzen und gelegentlich von Edelsteinen vereinigt ist. In unserer Gegend gesellt sich zuweilen auch metallisches Kupfer diesen Seifenmineralien zu. Dem Eingeborenen sind solche Schatzkammern der Natur nicht unbekannt, vielmehr hat er mit Vorliebe gerade sie zu plündern versucht. Da ist es nicht mehr nötig, Gesteine zu zermahlen. All die zahllosen Bäche haben, wie natürliche Pochwerke, das schon besorgt. Der Seifensand wird in flach geneigt gestellte Böte gefüllt, durch die man einen Wasserlauf hindurch schickt, der all das feine untaugliche, leichte Material hinwegspült. Der Rest wandert in die Schüssel und die Kokosschale, bis dann am Ende der Wascharbeit das schöne, gelbe Metall zu Tage tritt.

Die von Urväterszeiten überlieferte bergmännische Kenntnis der Tagalen kommt uns natürlich in hohem Masse zu statten, und bedienen wir uns gern der besonders grossen Fertigkeit der tagalischen Mädchen und Frauen im Erzwaschen, um schnell einen Überblick über den Goldgehalt eines Vorkommens zu erhalten.

Nun weiss der Leser, der freundlich bis in unser Waldrevier gefolgt ist, weshalb wir auf den heutigen Streifzug eine Schar Tagalinnen mitgenommen haben. Sie verstehen es weit besser als die Männer, mit flinken Händen die Waschschüsseln zu handhaben und auch das feinste Stäubchen Gold von tauben Massen zu trennen. So ziehen wir denn fast regelmässig mit einer Damenschar ins Feld, mit netten, jungen Mädchen, jungen und alten Müttern, die wohl gar mit ihrem jüngsten Sprössling auf der Hüfte (denn so werden die Kinder hier zu Lande getragen) auf die Arbeit gehen. Leider verstehen sich nicht die hübschesten gerade am besten auf das Waschen.

VI. Wanderungen

Es ist heute eine wunderschöne Fahrt auf dem breiten Strome Malaguit, der seinen glatten, grünen Wasserspiegel wie einen See ausbreitet. Einsame Stille ruht auf dem Flusse, und allem Weltgetriebe weit entrückt gleiten wir in einem Baumstammboote zwischen dichten, schweigenden Wäldern langsam flussaufwärts Kein Dörfchen, selbst kein Hüttchen unterbricht die grüne Scenerie ringsum. Ein blauer Himmel mit ein paar eilenden, weissen Wolken überspannt die Landschaft, die wie so oft die Tropenwelt den Stempel der Gleichmässigkeit, Einsamkeit und ruhig friedlicher Stille trägt.

Schattensuchend halten wir uns an einer Flussseite, die von hohem Mangrovewald umsäumt ist. Jetzt öffnet sich in ihm ein schmaler, freier Wasserweg, die Mündung eines Baches, und durch ein von Zweigen überwölbtes Thor fahren wir in das grüne Dämmerlicht der geheimnisvollen Sumpflandschaft hinein. Ein Wald im Wasser. Hohe knorrige Laubbäume wachsen aus dem modrigen, überschwemmten Untergrunde, und eine fremdartige Wirrnis wird durch unzählige, merkwürdige, den unteren Baumstammteilen entsprossene, nach aussen bogenförmig gekrümmte Stelzwurzeln gebildet. Knallrote, kleine Blüten hängen an den Zweigen und liegen auch verstreut auf einzelnen wasserfreien Stellen des schlammigen Bodens. Dazwischen und ihnen zum Verwechseln ähnlich lagern unbeweglich rundliche Krebse, die in merkwürdiger Nachahmung der Blüten auf ihrem Körper leuchtend rote Flecke tragen und wohl auf Fliegen und anderes Getier

mordgierig lauern, das die Unholde mit den gleichgefärbten Blüten verwechselt.

In Schaaren plätschern hier knapp fingerlange, graugelbe Fischchen. Sie huschen bei unserem Nahen nicht etwa ins tiefere Wasser, sondern springen—ein merkwürdiges Entschlüpfen für einen Fisch — behend aufs Land und wissen sich auch hier so flink am Rande des Wassers hinzuschnellen, dass es nur sehr schwer gelingt, ihrer habhaft zu werden. Es scheint, sie haben Neigung, Landtiere zu werden. Auf ihren Vorderflossen wie auf Beinen schreitend und mit schnellen Sprüngen sich vorwärts schnellend, klettern sie auf die Mangrovewurzeln über dem Wasser, um hier, im Trocknen, Mücken, Fliegen und kleinen Krebsen nachzujagen.

Der Lauf des Baches, der sich im Sumpfe durch seinen ständigen Wasserfluss einen Weg frei erhält, führt uns mit manchen Windungen ans feste waldüberschattete Land. So einsam stille wie es auf dem Flusse und im Sumpfe war ist es auch hier. Nur selten hört man einen Vogel rufen, Affen bellen, ein Wildschwein oder einen Hirsch durch die knackenden Büsche brechen. Für den Jägersmann hat die Natur hier schlecht gesorgt. Reissende Tiere fehlen gänzlich. Wir vermissen sie bei unseren Waldfahrten auch ganz gern, ebenso wie wir mit der Seltenheit der Schlangen in unserem Revier ganz einverstanden sind. Anscheinend giebt es deren mehr in Manila als hier, wo sie in manchen Häusern gegen die Rattenplage gehalten werden sollen. In den zwei Monaten meines Philippinenaufenthaltes habe ich im Freien nur eine gesehen, und die war tot. Nun geht es ans Geschäft. Jetzt heisst es den Hammer schwingen, das Messband durch die Büsche schleifen, Skizzen machen, Schürflöcher ansetzen, waschen lassen, in die Aufschlüsse kriechen, kurzum einen Einblick gewinnen in den Bau des steinernen Felsgerüstes dieser Erdenstelle. Mancher

Schweisstropfen wird dabei in schwüler Luft vergossen, wenn es bergauf, bergab, durch Bäche und durch Schluchten, durch die Büsche und die Dornen geht. Oft muss das Messer helfen einen Weg zu öffnen. Aber Segen ist der Mühe Preis. Hier und dort verkündet die Natur die goldne Aussaat, finden sich die Anzeichen für anstehenden, edlen Goldquarzfels, der als Gang in die Tiefe setzt, und hundertmal leuchtet aus der schwarzen Kokosschale, die Fortunata so geschickt zu handhaben weiss, der blanke, gelbe Goldstaub neben seinen dunklen, eisenreichen mineralischen Begleitern auf.

Doch jetzt ist es genug. Die Stunden sind schnell dahingeschwunden. Senkrecht strahlt die Sonne auf das dichte Blätterdach des Waldes, und die feuchte, dumpfe Schwüle wird so gross, dass wir uns im Schatten eines Riesenbaumes verbergen. Wir haben hier einen lauschigen Platz erwählt, und wie man nun in sich geht und denkt, wo man einen guten schenkt, da plätschert nebenan ein lustiges Bächlein und ladet uns nicht vergebens zum Trinken ein. Hier im unbewohnten Walde braucht man das reine Tropenwasser nicht zu scheuen. Im übrigen verdirbt es natürlich weder den Geschmack noch den Charakter, wenn man der Gottesgabe einen tüchtigen Zusatz von Cognac beigesellt.

Im allgemeinen geht es auf unseren Wanderungen bei der Mittagsrast sehr einfach her. Etwas Brot und Fleisch, ein paar Bananen, damit ist die Speisenfolge meist erschöpft. Die Tafelfreuden winken erst am Abend. Eine Cigarre und ein Cigarettchen dürfen aber nicht fehlen, und der Duft mancher guten Alhambracigarre hat sich zur Mittagszeit an unseren Lagerplätzen mit der Urwaldluft erquicklich gemischt.

Gelegentlich traf es sich auch wohl, dass wir den hohen Sonnenstand in einer kleinen Tagalenfarm, wie sie in dem ebenen Gelände am Fuss der Berge vielfach

zerstreut liegen, abpassen konnten. So haben wir uns noch gestern der Gastfreundschaft einer Eingeborenenfamilie erfreut. In einer grossen, seitlich offenen Halle hausten da alt und jung, Mensch und mancherlei Vieh, Hühner, Hunde, Katzen, Schweine auch niedliche, angebundene Ferkelchen friedlich nebeneinander. Im auffallenden Gegensatz zu der einfachen Behausung stand die eigenartig luxuriöse Ausstattung der Wohnung mit allerlei unerwarteten, europäischen Sachen. Da tickten zwei mächtige Wanduhren und schmückten einige bunte, hölzerne Heiligenstatuen die Wand. Bequeme Feldbetten und weitläufige Faulenzerstühle luden zur Ruhe ein, bemalte Teller und Schüsseln, europäische Messer und Gabeln zum Mahl. Woher der in die Wildnis schlecht passende Luxus stammt, war leicht zu raten. All die schönen Sachen waren sicher aus einem der verlassenen Bergwerke annektiert. So tranken wir denn unsern Kakao, den die Grossmutter aus selbstgeernteten Bohnen zubereitete, aus Porzellan-Abdampfschalen, die einst im chemischen Laboratorium wohl anderen Zwecken dienten, und streckten uns müde auf die so sehr willkommenen Betten, die von den freundlichen Leuten durch weisse Kissen noch besonders bequem hergerichtet wurden.

Die Insassen des Hauses hatten uns nun genug beobachtet, und zogen sich, wie wir, zur Mittagsruhe zurück, links die jungen Mädchen in ihren Verschlag, eine kletterte auch zu den Hühnern auf eine unterm Dach angebrachte Bretterlage, die Männer und Frauen in eine Abteilung am anderen Ende der Halle. Nur einige junge Burschen fühlten sich noch verpflichtet, ihre musikalischen Künste auf Violine und Guitarre zu zeigen, und unter den leiser werdenden Klängen ihrer Instrumente fielen wir im kühlen Schatten der gastlichen Halle, während draussen alles von Hitze flimmerte, in einen gesunden, kleinen Schlaf.

Meist kann man aber nicht hoffen, im Walde so üppig unterzukommen. Gelegentlich sind wir wohl auch einmal in eine kleine Pfahlhütte gekrochen, die ein trotz vielen Goldwaschens so recht armseliges Mütterchen sich am Bache Baliuag errichtet hat. Ein Raum, 4 m lang und knapp 3 m breit, umschliesst alle das Hab und Gut, das das alte Frauchen sich mit ihrem Golde erworben hat, einen eisernen Topf zum Reiskochen, ein selbstgeknüpftes, braunes Netz zum Fischefangen, eine geflochtene Matte für den Schlaf, Waschschüssel aus Kokosschale für das Goldwaschen, ein Buschmesser und eine armselige Bambusölfackel; das ist der ganze Reichtum. Draussen ein Gärtchen mit einigen Hörsten der süssen Kartoffel, etwas Mais, auch Zuckerrohr, das die Tagalen so gerne kauen. Vor dem Hüttchen ein Kreuz aus Bambusstecken, damit bei Sonnenauf- und untergang nicht vergessen wird, dem Himmel und der Mutter Gottes Dank zu spenden.

Besonderes Interesse hatten für uns die im Walde zerstreuten Plantagen, die den weltberühmten Manilahanf liefern. Er wird aus bananenartigen, einige Meter hohen Blattgewächsen gewonnen, die man gern an Bergeshängen anbaut. Die breiten, krautigen, sich umhüllenden und den Pflanzenstamm bildenden Blattstiele enthalten lange Fasern, und diese gewinnt man hier auf eine erstaunlich primitive, von moderner Technik unberührte Weise, indem man Stiel auf Stiel unter einem nach Art einer Säge gezackten Messer herzieht, dessen Zähnen entsprechend die Fasern aus dem weichen Blattbestandteil herausgerissen werden. Die Fasern, eben der Hanf, werden in der Sonne getrocknet.

In der Einsamkeit des Waldes treffen wir gelegentlich die schwarzen Urvölker der Philippinen, die Aëtas, nicht zu ihrer Freude, denn sie suchten stets gern mit flüchtigen Schritten an uns vorbei zu eilen. Nachdem wir

sie mit Reis beschenkt hatten, wurden sie jedoch ein wenig zutraulicher und zum Verweilen selbst vor dem unheimlichen photographischen Apparat geneigt. Um den



Aëtas (Marivelen).

Hexenzauber abzuwehren, vergassen sie nicht, uns beim Weggehen dreimal anzublasen. Wie Rudel Wild ziehen sie in kleinen Truppen im Lande umher. Die Männer

sind nackt bis auf einen dürftigen Rindenschurz, tragen in unserer Gegend auch keine Bedeckung auf dem krausen, hinten ganz kurz geschorenen, schwarzen Haar. An Waffen werden stets Bogen und hölzerne, vergiftete Pfeile, auch wohl ein Eisenmesser, mit herumgetragen. In einem Bambusbüchschen und einer geflochtenen Tasche bewahren sie heilsame Früchte, Zunder und Kiesel zum Feuermachen. Einer der Schwarzen, die wir am Malaguitfluss trafen, besass ein kleines Christenkreuz, das er indes nicht vorn, sondern auf dem Nacken trug. Im Scherz liessen wir ihm sagen, hoffentlich habe er es in Ehren erworben und sei es nicht der letzte Rest von einem Missionar. Die Frauen gehen in kurzem Rock und sind im übrigen noch nicht vom Modeteufel geplagt, abgesehen allerdings von der Haartracht, die eine thalergrosse Ausscheerung in dem wolligen, kurzen Kopffilz verlangt.

Nur schwer sind diese Ureinwohner zur Arbeit zu bewegen, die sie nach ihrem kräftigen Körperbau zu urteilen wohl leisten könnten. Wird ihnen der Reis allzu knapp, so sind die Aëtas für die Tagalen gelegentlich in den Feldern thätig. Wir haben zuweilen gesehen, wie sie Lasten für die Filipinos schleppten. Sie trugen dabei das Gewicht zwar auf dem Rücken, hielten es aber mit Hülfe einer quer über die Stirn gelegten Schlinge. In Manila hat man versucht, die Aëtas für den Hausdienst abzurichten und ganz leidliche Ergebnisse gehabt. Stets aber soll nach einer Weile Wanderlust den Sohn der Berge ergreifen und er plötzlich eines schönen Tages, Heimweh im Herzen, spurlos verschwinden.

Im Walde haben die Aëtas z. T. keinen ständigen Wohnsitz, sie wandern vielmehr dem Wilde nach hierhin und dorthin, flechten sich abends eine Schirmwand, in deren Schutz sie nächtigen, schlafen auch wohl in Hüttchen in den Bäumen. Dass die Civilisation indes doch nicht so ganz spurlos an ihnen vorübergeht, zeigen die Ur-

eingeborenen in der Nähe von Manila. Die haben merkwürdigerweise als erste Errungenschaft ihrer gesellschaftlichen Entwicklung sich den Cylinderhut zugelegt, den die im übrigen fast nackten Kerle sich auf das wollige Haupt setzen, ganz wie man es auch in den Fliegenden Blättern sehen kann. Es fehlen nur noch die Manschetten an den Beinen.



Fische schiessende Aëtas (Marivelen

Weder mit den Tagalen noch mit den Aëtas haben wir je ein feindliches Zusammentreffen gehabt. Das ist wohl mit dem Umstande zuzuschreiben, dass wir stets ohne Waffen gingen. Es ist eine längst erkannte Wahrheit, dass die Handhabung von Gewehr oder Revolver gegen grosse Menschenmassen nicht viel nützt, vielmehr das offene Waffentragen oft schädlich dadurch wirkt, dass die meist harmlosen Eingeborenen in die Besorgnis geraten, man plane Gewaltstreiche gegen sie. Auch erweckt man in ihnen leicht den Wunsch, sich der Waffen auf irgend eine Weise für den eigenen Gebrauch zu bemächtigen. So halte ich meinen Revolver geheim, lasse ihn zumeist ruhig in Paracale im verschlossenen Koffer und habe ihn bislang noch nie vermisst. Angebracht möchte er allerdingswohl sein, wenn es einmal ein Zusammentreffenmit Räubern geben sollte. Davor schützen wir uns

jedoch durch grösstmögliche Unscheinbarkeit. Was irgend metallisch glänzt, Uhr, Ring, das entsetzlich grosse, silberne Dollargeld, das hier zu Lande gilt, wird verborgen gehalten. Unser Beruf als Forscher in dem oft recht schmutzigen Reich der Steine bringt es mit sich, dass wir meist ganz erschreckend stromerartig auf unseren Fahrten erscheinen, und ehrbaren Leuten mögen wir wohl gelegentlich Ursache gegeben haben, uns als Räuber anzusehen und in grossem Bogen um uns herum zu wandern.

Nun ist die Sonne allmählich von ihrem hohen Himmelsstand herabgestiegen. Der Schatten verkriecht sich nicht mehr unter unseren Füssen, sondern fängt schon an tüchtig zu wachsen. Da langt es denn noch zu ein paar Stunden Arbeit, bis dann aber alles am Sammelplatz vereinigt ist und wir mit einem Teil der Arbeitstruppe nach Barrio zurückkehren. Leise gleitet unser Kahn den Fluss hinab. Hier und da verfolgen andere Boote auf dem breiten Strome mit uns den gleichen Weg. Mit Früchten und hockenden, buntgekleideten Menschen sind sie oft fast bis zum Einsinken in den Wasserspiegel beladen.

Langsam ziehen wir von Barrio im Schatten des Waldes heimwärts über den Berg, sehen die Sonne in einem Farbenmeere untersinken und langen nach des Tages Arbeit müde und zerschlagen zu Hause wieder an.

Indes ein Bad erfrischt die Lebensgeister. Ein guter Trunk hilft auch noch etwas nach. Und während Nunberto den Reis dämpft und das unvermeidliche Huhn in die Pfanne steckt, die Konserven öffnet, Maximo und Alejandro den Tisch mit Tellern, Messern und Gabeln belegen, auch eine gute, dunkelrote Flasche daneben stellen, haben wir Zeit, an den Riesenfenstern in die schnell hereingebrochene Nacht zu sehen und uns des kühlen Windes zu erfreuen.

Dass das Essen nach solchem regelmässig sich wiederholenden Tagewerk vortrefflich schmeckt, braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden. Es mundet grossartig und sind die Kochergebnisse unserer Diener auch noch so eigenartig. Leider können wir es ja auch nicht besser. Wie fehlt uns Henriette Davidis Kochbuch! Das nächste Mal wird es gleich mit dem Faust zusammengepackt.

Ein Glück für unsere Magen ist es, dass es nicht an Konserven mangelt, die ja noch am leichtesten und reinlichsten zu kochen sind. Fische, auch Krebse, giebt es meist in Überfluss, und gelegentlich hat Dr. Herrmann gar einen Ochsen seiner Heerde schlachten lassen, die jenseits des Malaguit sich auf einem von ihm käuflich erworbenen Besitztum in Freiheit ergeht.

Alsbald ist auch das Essgeschäft erledigt, die Cigarre tritt in ihre Rechte. Die beiden Junggesellen zieht es noch auf ein Stündchen ins Nebenhaus, wo Donna Emilia und andere junge Damen im Kreise ihrer Angehörigen versammelt sind und sich gern den Hof machen lassen. Trotz ermüdender Tagesarbeit wird dann auch wohl ein Tänzchen mit den tagalischen Schönen gewagt.

Doch längst ehe Mitternacht herangekommen ist, meist um 10, oft auch schon um 9 Uhr, wie das so in den Tropen üblich ist, heisst es gute Nacht.



Bambusbrücke.

VII. Eine nasse Meeresfahrt.

Der Tag des Abschieds von den Paracalebergen war für mich herangekommen. Nach strapazenreicher Arbeit wussten wir nunmehr Bescheid über Art und Vorkommen des edlen Golderzes und über den geologischen Aufbau unseres Bezirkes; es erübrigte nur noch eine Anzahl bergmännischer Aufschlüsse herzustellen, die ohne mich auszuführen Freund Kegel auf sich nahm. Zwar musste er auf diese Weise einige Wochen als einziger Europäer zwischen den Revolutionären bleiben. Indes, wir waren allgemach so bekannt geworden, dass kaum etwas für ihn zu fürchten war.

Vorerst zogen wir noch zusammen 30 km südwärts nach Daët, um allerlei Güter in Empfang zu nehmen.

Da die Regenzeit mit ihren unerschöpflichen Güssen herangekommen war, die Wasserfäden dann zu Bächen, die Bäche zu Flüssen, die Flüsse zu Strömen und die Wege unergründlich werden, so vertrauten wir uns für die Fahrt einem Segelschiffchen an, obwohl bei dem jetzt herrschenden NO.-Monsun auch das Meer mit seinen hohen Wellen nicht gerade verlockend aussah. Indes nur auf diesem Wasserwege schien es möglich, die Rückreise mit Koffern, Kisten und schweren Erzsäcken anzutreten.

Unter strammem Winde ging es zunächst ganz leidlich schnell, wenn auch nicht gerade in behaglicher Art, gen Süden. Wir drei Europäer lagen ziemlich seekrank unter einem kleinen Schutzdache des sich ganz ungeberdig benehmenden Schiffchens. Unter Regenböen und Windessausen aber mit vollen Segeln fuhr das ungeschlachte Boot gräulich schaukelnd durch die Wellen, und schon hatten wir gegen 9 Uhr abends die Hälfte des Weges hinter uns, als ein Knirschen und Krachen des Schiffskieles, ein Ruck und schnell noch eine ganze Anzahl mehr, ein kühler Wasserschwall von links und ein anderer, der von rechts ins Boot hineinklatschte, uns die leidige Überzeugung gaben, dass wir in voller Fahrt auf eins der hier leider so zahlreichen, von seichtem Wasser überdeckten Korallenfelder geraten waren.

Nun aber trotz Seekrankheit raus, unter dem Schutzdache weg und in den Regen hinausgeschaut! Thatsächlich! Da brauste, im schwachen Lichte des Abends doppelt unheimlich anzusehen, ringsum mit weissem Schaum und wildem Tosen eine mächtige Brandung, wie sie eben entsteht, wenn die langen Ozeanwellen über aufragenden Felsen oder Korallenfeldern ins niedrigere Wasser geraten.

Das war ein wenig erbaulicher Anblick. Im Dämmerlichte lag weit in der Ferne ein niedriger Strand. Gern hätten wir ihn näher gehabt, denn wenn

unser im Wasserschwall hin und her taumelndes Boot, dem von rechts und von links die spitzigen Korallenfelsen in die Seite stiessen, zusammenbrach, dann konnte es sich nur darum handeln, übers weite Meer um das Leben zu schwimmen. Vorerst hiess es deshalb, das Schiffchen, wenn möglich, noch zu halten.

So unzuverlässig sich die 6 Malayen, denen wir uns anvertraut hatten, gezeigt hatten — denn der schlafenden Wache verdankten wir dies unerbauliche Abenteuer — so tapfer gingen sie jetzt vor. Schnell wurden mit unserer Hülfe die wild hin und her klatschenden Segel geborgen, sodass der Wind nicht mehr so grosse Angriffsfläche hatte; der tobenden Brandung nicht achtend, sprangen die Leute über Bord, um sich an die Bootsseiten zu hängen, die starke Bewegung des Schiffchens nach Möglichkeit zu hemmen und es vor dem Zerschlagen an den Korallenfelsen zu bewahren. Doch in jeder Welle war das Meer natürlich tausendmal stärker als die paar Menschenarme, und wie zum Scherze warf es das Schiffchen auf die eine und auf die andere Seite.

Sicher war es ein Glück, dass das Boot nach einer Weile anscheinend zwischen Korallenblöcken förmlich eingekeilt wurde und, wenn auch in sehr schräger Lage mit einer sehr hohen und einer nahe über dem Wasser liegenden, dem Wogenprall aber abgewandten Seite, stille lag. Was war zu machen? Zunächst thaten wir das Beste, was man bei einer schwierigen Überlegung thun kann, und zündeten uns jeder mit den glücklicherweise noch brauchbaren Schweden eine noch leidlich trockene Manila an. Im Windschutz der einen hochragenden Bootswand setzten wir drei Europäer uns nebeneinander, und auch der arme, wie wir klitschnasse Sultan, der die Gefahr wohl gemerkt hatte und in seiner Hundeangst bei dem Tumult des Aufrennens heulende Klagelaute ausgestossen hatte, drängte sich zu

uns und sah seinen Herrn an, wie fragend, ob diese Lage eigentlich ins Programm gehöre oder nicht.

Das Schiffchen frei zu machen, das zwar durch den Boden Wasser nahm, doch nicht soviel, dass es nicht durch eifriges Schöpfen mit unserem Reistopf hätte bewältigt werden können, war nicht möglich; an das wohl 3 km entfernte Land, zunächst durch die Brandung auf dem Korallenfelde und dann durch das tiefe, unruhige Wasser zu schwimmen auch gänzlich unausführbar, zumal der Wogengang nicht direkt aufs Festland, sondern in eine weite Bucht hinein ging. So hiess es denn das Weitere abwarten und sich dem Schicksal geduldig fügen. Unser Boot war, wie wir zu sehen heute Abend schon reichlich Gelegenheit gehabt hatten, stark gebaut, und da es nun ruhig lag und keine Stösse an den scharfen Korallenklippen mehr erhielt, konnten wir hoffen, das die Flut es emporheben und wieder flott machen würde. Nur war zu wünschen, dass das vor dem Einbrechen eines Unwetters geschah, das wie oft am Abend, sich am südlichen Himmel mit Blitzen ankündigte. In der That stieg das Wasser gegen Mitternacht, das Boot ging wieder in schaukelnde Bewegung über, krachte noch einige Male gegen unzärtliche Felsen, aber schliesslich, hurra! kam es doch durch eigenen Auftrieb frei und schwamm auf dem zwar unruhigen Wasser, aber es schwamm! Segel gespannt und fort ging es, schnurstracks Kurs auf Daët.

Mittlerweile war es nun 1 Uhr nachts geworden, und die dunklen Wolken hatten sich unerfreulich ausgebreitet. Zwar waren wir von dem Korallenfelde noch bei leidlichem Wetter heruntergekommen, nun aber fegten die ersten richtigen Sturmesböen über das immer aufgeregter sich geberdende Meer, das wir nach unseren Erfahrungen sicher nicht den „stillen Ocean“ genannt haben würden.

Keine Möglichkeit, gegen den Wind anzukommen. Mit einer Landung vor Daët noch in dieser Nacht war es vorbei, und wir mussten sinnen, irgend wo an Land Unterschlupf zu finden.

Um es kurz zu machen, wir kamen auch ans Ufer, indes gar zu schnell und heftig. Der Sturm nahm unsere Nussschale von Boot in seine Arme, und mit einer in diesem Falle nicht erfreulichen, übermässigen Eile fuhren wir unfreiwillig dem Gestade zu. Auswerfen des Ankers nützte nichts. Der starke Manilahanf riss wie ein Fädchen. Jetzt kam der Bootskiel auf Grund im flachen Wasser, und ehe wir uns versahen, lag das Schiffchen mit einem kurzen Ruck auf der Seite. Die Wellen hatten es dann nur allzu eilig, das schiefe Boot mit soviel Wasser und Sand anzufüllen, als nur irgend hineinging.

Da war es Zeit, hinauszuhupfen. Das Wasser ging uns bei rückwärts laufender Woge nur bis zum Leibe und stieg bei einwärts stürmendem Wasserschwall bis zum Halse, indes nach ein paar Schritten waren wir in Sicherheit, gerettet, aber nichts weniger als von dem Verlauf der Reise erbaut. Nur Sultan hatte seine unvermischte Freude, und sprang, offenbar sehr glücklich darüber, aus dem schwankigen Kasten an das unbewegliche Land gekommen zu sein, mit freudigem Gebell an uns empor.

Zunächst retteten wir mit Hülfe der Malayen, so gut es in der finsteren Nacht bei Wind, Regen und Wogenprall ging, einiges von unseren Kisten und Kasten, die z. T. allein von den Wogen, z. T. unter Beihülfe unserer Leute aus dem hin und herkippenden Boote ins Wasser und dann ans Land gespült und getragen wurden. Alles bis in die äussersten Winkel der Koffer war klitschnass. Glücklicherweise hatte das aber einer Cognacflasche, die wir gerettet hatten, nichts geschadet. Und so rückten wir nach einem kräftigen Trunke gegen Erkältung mit

nassen Kleidern unter dem einzigen noch übrigen Regenschirme auf einer Kiste am Strande eng aneinander, froren in der regnerischen Tropennacht wie die Schneider und warteten auf den Sonnenaufgang. Nach langen Stunden — bei unserem Landen mag es ungefähr 2 Uhr gewesen sein — lichtete sich der Himmel im Osten, und im Morgengrauen wurde erkannt, dass wir in der Nähe eines uns gänzlich fremden Flusses ans Land geworfen waren. Mit Hülfe eines Malayen, der seine Hütte ein wenig landeinwärts hatte, kamen wir wieder zurecht. Zunächst trockneten wir die Kleider in seinem Häuschen so gut es ging am Feuer, assen von dem freundlich dargereichten Reis und genossen nach den Anstrengungen der Nacht im Schlafe ein paar wohlverdiente Ruhestunden. Unsere Malayen waren inzwischen nicht unthätig gewesen, hatten aus dem von den Wellen zerschlagenen Boote noch gerettet was zu retten war, aufgesammelt was am Strande lag, die Ladung auf zwei andere Boote, die unser Wirt herlieh, gebracht, sodass wir gegen Mittag in vier Kähnen flussaufwärts den Weg nach Indan fortsetzen konnten. Hier genossen wir die Gastfreundschaft des Capitan vom Dorfe und sahen uns nach weiteren Transportmitteln um. Die waren nicht ganz leicht zu haben. Da die Rinderpest mit grosser Heftigkeit im Lande wütet, sind nur noch ganz wenig Zugochsen vorhanden, und scheuten sich die Indaner überdies ganz besonders, ihre noch übrig gebliebenen Tiere auf eine Fahrt nach Daët zu vermieten, weil dort die Krankheit derart heftig umgeht, dass die Luft ganzer Bezirke mit Verwesungsgestank erfüllt ist, der von den gelegentlich förmlich in die Haufen daliegenden, krepierten „Karabauen“ ausgeht.

Es gelang indes mit Geld und guten Worten eine Karavane von zwölf Pferden zusammenzustellen, die uns und die leichten Sachen trugen, auch eine Ochsenkarre

von Daët herzubeordern, sodass wir am folgenden Morgen nach erquickender Nachtruhe abmarschierten und auch ungefährdet durch das wegen seiner aufrührerischen Bevölkerung berüchtigte Dorf Talissan an das Ziel gelangten.



Karabauen.



Manila unter Wasser.

VIII. Bei den Eisenschmelzern von Angat.

Wie die Alpenkämme oft das Wetter scheiden, so gliedern die Bergzüge von Luzon diese Insel hinsichtlich der Witterung in zwei Hälften. Bläst in den Monden von April bis Oktober der Südwestmonsun, so schlagen sich all die feuchten Dünste, die gegen die hohen, kühleren Berge prallen, an ihrer Westseite nieder, und das Land ringsum Manila steht so recht im Zeichen des Wassers. Vielerorten Überschwemmung, und selbst in der Hauptstadt sammelt sich der zusammengelaufene Regen oft mehr als knietief an; es ist dann nichts ungewöhnliches, dass man mit Kähnen in den Strassen fährt. Jenseits der Höhen ist die sonnige Zeit, da hat der südwestliche Luftstrom sich an den Bergen abgetrocknet, weisse Wölkchen ziehen am blauen Himmel. Nun aber im Oktobermonat kehrt sich die Sache um. Erst dann und wann, darauf regelmässiger bläst der Wind die gerade der früheren entgegen-

gesetzte Bahn, er kommt jetzt über das weite Meer von Nordosten her. Dann strömt im Lande östlich der Berge in schier unerschöpflicher Fülle der Regen nieder; im Westen lacht der Sonnenschein.

Nachdem wir im Luzonosten die gute Jahreszeit genutzt hatten und der Himmel hier anfing, seine Schleusen zu öffnen, wandten wir uns dem Westen zu, um ins Trockne zu gelangen.

Nach dem doppelten Schiffbruch in einer Nacht, gewiss ein Rekord, brachte der Dampfer Montañes Dr. Herrmann und mich ohne weitere Abenteuer in glattem Zuge nach Manila, während mein Assistent Kegel nach Empfang der erwarteten Güter sich von Daët auf den Rückweg nach den nassen Paracalebergen machte.

In Manila strahlte Sonnenschein, und die blauen Berge in der Ferne lockten zu einer neuen Fahrt. Zunächst konnten wir die einzige Eisenbahn benutzen, die bislang in dem Philippinenlande gelegt ist, und die uns schnell nordwärts durch die grosse, fruchtbare, reisfelderreiche Ebene nach Bacaue brachte. Der verderbenreiche Krieg hat natürlich gerade in der Nähe Manilas, wo besonders viel gekämpft wird, dem Lande seinen Schreckensstempel aufgedrückt. Alle Bahnhofsgebäude draussen an der Strecke waren zerstört, all die schönen Kirchen in Trümmer geschossen, Häuser in Schutt verwandelt, ganze Dörfer abgebrannt. Amerikanische Posten bewachten die Bahnlinie, insbesondere die Brücken, und hie und da sah man ihre weissen Zelte.

Da Bacaue uns von einem amerikanischen Soldaten, der hier einen Patrouillenritt machte, als recht unsicher bezeichnet wurde, nahmen wir gern die Gastfreundschaft im Lager von Lo Loboy an, wo sich ein grösseres amerikanisches Kommando in einem weitläufigen Klostergebäude ganz gut untergebracht hatte.

Am andern Morgen wandten wir uns den Bergen zu und langten nach fünfstündiger Wagenfahrt auf bösartigem Wege in Angat bei den amerikanischen Vorposten an. Unseren Plan, trotz Räuber und Insurgenten in das Gebirge einzudringen, erklärte der amerikanische Hauptmann für durchaus gewagt, indes, waren wir soweit gegangen, so musste es auch noch weiter gehen, und wollten wir keinenfalls wenigstens auf den Versuch verzichten, das Ziel, ein Eisenerzvorkommen in den Bergen, zu erreichen.

Ein langer Weg lag vor uns, und es war nötig, ihn an einem Tage hin und zurück zu machen. Da wären einige Pferde recht nützlich gewesen; indes wagten es die Angater eingedenk der im Lande umherstreifenden Räuberbanden nicht, ihre Tiere herzuleihen. Es gelang aber wenigstens zwei Pfadfinder mit auf den Weg zu bekommen, die wir nicht nur durch Geld und Worte, sondern auch mit Hülfe des alten Aguinaldopasses bewogen, uns als Führer zu begleiten. Ganz geheuer schien es ihnen nicht zu sein. Sie liebten es recht sehr, hinten zu gehen, offenbar, um bei einem unliebsamen Zusammentreffen rechtzeitig und unaufgehalten in den Büschen verschwinden zu können.

Sehr früh, noch vor Sonnenaufgang, ging es auf die Wanderschaft. Als ich Dr. Herrmann und er mich prüfend ansah, konnten wir uns gegenseitig versichern, dass auch für den ärmsten Räuber nicht viel an uns zu holen wäre. Uhren, Ringe, was irgend sonst reizen konnte, war zurückgelassen und der schlechteste Anzug für die Fahrt zum letztenmal in Dienst gestellt. An den Füssen trugen wir die landesüblichen Bastschuhe und auf dem Kopf je einen altersschwachen Hut.

Durch Reisfelder und Wiesengelände, schöne Wälder und durch manchen Bach und Fluss schritten wir schlank hindurch. Kein Räuber und kein Insurgent stellte sich uns

in den Weg, und selbst an einem Dorfe, das besonders verrufen war, gelangten wir ungefährdet vorbei. Die Leute liessen sich leicht beruhigen und waren offenbar ganz froh, dass wir in friedlichster Absicht kamen.

So erreichten wir denn mittags einen Hang, an dem herrlich zwischen zwei wasserreichen, plätschernden Bächen eine weite und hohe, palmblattgedeckte Halle lag. Und drinnen eröffnete sich ein Bild wie aus altersgrauer Zeit, in der man auch im deutschen Lande, im Harz und zwischen den Thüringer Bergen, im Walde hier und da in kleinen Öfen Eisen gewann für Speer, Schwert und Rüstung. Hier im fernen Lande, vor dem einsamen Urwalde hat die moderne Technik Halt gemacht, und wie vor Jahrhunderten, so wird noch heutzutage mühsam aus feinzerklopftem Erz in einem einfachen an 2 m hohen Schachtofen Eisen ausgeschmolzen. Da bringt ein mächtiger Karabau langsam schreitend das Erz heran, das zu einem kleinen Haufen angesammelt wird. Nebenan wird Holzkohle aus flach aufgeschichteten Baumstämmen gemacht, und hier liegen bei einem kräftigen, doppeltwirkenden Cylindergebläse für den Ofen die paar Formen für den Guss. Ein idyllischer Betrieb; wenn wir da an Westfalen, das Saarland, Schlesien denken, wo Hunderttausende in rastloser Arbeit tief unter der Erde beschäftigt sind, Kohle und Erze zu gewinnen, wo in nimmermüdem Treiben Millionen Tonnen auf schier endlosen Zügen herangefahren und in die chemischen Riesenapparate der Hochöfen geschafft werden, Flammen aus gewaltigen Birnenapparaten lodern und Riesenherde feurig glühen. Welch ein Gegensatz zu der Idylle hier im Walde auf der anderen Erdseite!

Und wie wunderschön war es einmal wieder hier auf den Bergen. Gern hätte ich einige Tage unter dem gastlichen Dache der freundlichen, einfachen Hüttenleute verweilt. Doch der Dampfer, der mich heimwärts führen

sollte, lag schon im Hafen von Manila. Es musste geschieden sein von der Tropenherrlichkeit, die mir im Gedanken an die nahe Abfahrt nun doppelt schön erschien.

Ein mühsamer Marsch brachte uns wieder nach Angat; tagsdrauf schliefen wir im Lager der neugewonnenen Freunde in Lo Loboy. Rechtzeitig gelangten wir nach Manila zurück in dem befriedigenden Gefühl, wie es das Gelingen eines Planes unter schwierigen Verhältnissen mit sich bringt.

IX. Heimfahrt.

Heimfahrt! Behagliches Wort. Und war es auch noch so schön auf den Bergen zwischen den beiden Strömen Malaguit und Paracale, und wäre es noch herrlicher gewesen als es war, der Beginn der Heimfahrt ist stets das schönste auf der Reise, und auch heute sehe ich gern im Osten Luzons Berge allmählich verschwinden. Zum Abschied breitet sich die Manilabai noch einmal in ihrer ganzen Abendschöne um den Dampfer Loongsang aus, der mich als einzigen Passagier nach Hongkong bringen wird. Das glatte Meer funkelt im violetten Scheine der Abendwolken und der roten Sonne, die im Westen, wo die Berge nur einen schmalen Ausgang zur See offen lassen, sich gerade dem Meeresrande auflegt. Auf den feurig roten Sonnenball in der engen Strasse lenkt unser Dampfer zu.

Im offenen Wasser draussen vor der Bai ist der Friede des lieblichen Meeresbildes bald dahin. Der Nordostmonsun bläst uns kräftig an, die Wellen kommen, überstürzen sich mit weissen Kämmen, und der knapp beladene Loongsangdampfer, der so abenteuerlich hoch aus der Wasserfläche herausragt, dass man einen sehr beträchtlichen Teil seines roten Leibes sehen kann, fängt an zu tanzen. Trotz Sonnenglanz und blauen Himmels giebt es sonach eine wenig angenehme Überfahrt. Das Hinterdeck des kleinen Schiffes, unter dem die erste Klasse untergebracht ist (viel besser wäre sie in der

Mitte nahe dem Drehpunkte der Bewegungen geborgen), beschreibt wirklich ganz unerhörte Kurven, denen der Magen bekanntermassen so ungern folgt.

Nun aber tauchen nach $2^1/_2$ tägiger Fahrt tröstlich asiatische Festlandsberge auf, und nach einer scharfen Biegung lenkt der Loongsang am Fusse des stolzragenden Peaks in die wunderherrliche Bucht von Hongkong hinein.

Deutscher Boden ist wieder unter meinen Füssen, wenn auch nur die Planken des schönen Lloyddampfers Oldenburg. Im warmen Sonnenscheine liegt er im Hafen von Hongkong fertig zur Abfahrt. Man fühlt sich nach all den romantischen Verhältnissen, die wir im Luzon-Lande und auf den Küstenmeeren der philippinischen Inseln genossen haben, geborgen, als gelte es nur noch eine Spazierfahrt und nicht eine Weltreise von einer Erdseite auf die andere.

Und das Gefühl hat uns nicht betrogen. Zwar ging es nicht ganz so glatt, wie Kapitän Prager es feierlich angelobte. Trotz seiner Beteuerung, dass uns diesmal nur extra gutes Wetter bescheert sein sollte, fielen doch im schwankenden Schiffe die Flaschen auf der Mittagstafel schon auf dem Wege Hongkong-Singapur um. Indes dafür hat er auch seine Wette verloren und alles in Sekt gebüsst. Nach der Abfahrt von Singapur aber lief das Schiff zumeist auf einer See so glatt wie Öl.

Lange Meeresfahrt. Dazwischen in der Erinnerung fast wie Augenblicksbilder das palmenreiche Ceylon, der sonnendurchglühte, arabische, kahle Felsenstrand von Aden, Perim, die im Dunkel der Nächte gefahrvollen Inseln im Roten Meere, zwischen denen Kapitän Prager das Schiff scharfen Auges und mit kundiger Hand hindurchführte, Suez und der Länder und Meere verbindende Wüstenkanal, Port Said, hoch ragend und schneebedeckt der herrliche

Etna, feuerstrahlend der Vesuv am schwarzen, nächtlichen Himmel, die wunderlieblichen Inseln an der italischen Küste und schliesslich das herrliche Städtebild von Genua.

Hier verliess ich das gute Schiff und seinen gastlichen Kapitän. Über den tiefverschneiten Appennin, durch das flache Land am Po führte mich der Schienenweg zum winterlichen Gotthard, hinab im Reussthal nach Luzern, Basel, Frankfurt, und noch ein Weilchen weiter da erhoben sich schlank die Türme der guten Leinestadt Hannover. Auf dem Bahnsteig stand Frau Else, gerade so recht, sie hinterrücks in die Arme schliessen zu können.

Mein Begleiter, Bergingenieur Kegel, ist nun auch wieder wohlbehalten in der Heimat angelangt.

Er hat noch vier Wochen nach meiner Abreise in gutem Einvernehmen mit seinen Tagalen bergmännisch in der Candelaria arbeiten können, bis eines Tages an hundert bewaffnete Insurgenten in den Frieden von Paracale hineinplatzten und sich das Dorf als Lagerplatz erkoren. So war denn der Krieg auch in diese stille Gegend hineingetragen. Aus Furcht vor einem Einbruch der Amerikaner wurde die ganze Niederlassung von den nicht Waffen tragenden Männern, Frauen und Kindern verlassen. Der Presidente, der padre wanderten mit ihren Schutzbefohlenen über den Berg zum Malaguit, und nach ein paar Stunden waren fast alle Einwohner von Paracale in Busch und Wald zerstreut.

Der Insurgentenoberst benahm sich gegen Herrn Kegel ganz manierlich und erbat sich, wo er alles hätte nehmen können, nur unsere Apotheke für seine Kranken und Verwundeten.

Da alle Arbeiter den Dienst verlassen hatten, im übrigen auch die Untersuchungen mit gutem Erfolg beendet waren, so zog Herr Kegel eines frühen Morgens

ab nach Daët, dann weiter übers Meer nach Genua und ins hannoversche Vaterhaus zurück.

Möge dem weiten Inselreiche der Philippinen bald ein gerechter Friedenszustand bescheert sein. Erhoffen wir für das herrliche Land eine glückliche Zukunft, auf dass die Schätze seines Bodens und all die reichen Gaben der verschwenderisch spendenden Natur wieder zu Nutz und Frommen des eingesessenen tagalischen Volkes und friedlicher Gäste gewonnen werden können.

Ein Glückauf den schönen Inseln in der weiten Ferne!



